

# Die Pforten des Schlosses

Spielerische Annäherung an Geschichte, Her- und Fortgang von Franz Kafkas Roman  
»Das Schloß«

So haben wir denn ein Mysterium vor uns, das wir nicht begreifen können.  
Und eben weil es ein Rätsel ist, so haben wir das Recht, es zu predigen,  
den Menschen zu lehren, daß das, woran gelegen ist, weder die Freiheit, noch die Liebe,  
sondern das Rätsel, das Geheimnis, das Mysterium ist.  
*Fjodor M. Dostojewski*

Michael Sailer  
Clemensstraße 77  
80796 München

Tel. 089/300 34 08

## Vorwort

Die folgende Arbeit ist bestenfalls ein Experiment: Man wird mir nachsehen, daß ich meinen Versuch, Franz Kafkas Roman »Das Schloß« fortzuschreiben oder zu Ende zu bringen, nicht als literarisches Unternehmen bezeichnen kann. Was in den von mir verfaßten Zeilen geschieht, ist Ergebnis eines Spiels mit Möglichkeiten, eines wohl ernsthaften Spiels, das jedoch Regeln folgt, die die Anmaßung, ich wolle Kafkas Roman »fertigstellen«, von vornherein verbieten.

Der Text orientiert sich weitestgehend an den von Kafka geschaffenen Voraussetzungen, auf die Einführung neuer Personen wurde ebenso verzichtet wie auf die Ausführung des reizvollen Ansatzes, »Das Schloß« sei nur das Vorspiel zu einer weit größeren Geschichte, die im Schloß selbst ihren Anfang nehmen könnte. Tatsächlich beginnt »mein« Text eigentlich erst im Schloß, aber nur, um zu enden. Die Handlung baut auf Kafkas Roman auf, ohne sich im geringsten als *zwingende* Folgerung aus diesem zu verstehen oder ihn durch eine solche einer Gesamtdeutung zuzuführen, was sie natürlich in gewissem Sinne doch tut, jedoch eben nur in *meinem* Sinne. Zu Beginn der Arbeit standen verschiedene Hypothesen, in denen ich die Handlungsmöglichkeiten auszuloten versuchte, es folgten verschiedene Entwürfe von möglichen Schlüssen, deren einen ich schließlich ausgeführt habe. Diese und weitere Hypothesen, Entwürfe und Deutungsansätze finden sich im zweiten Teil.

Dieser zweite Teil besteht aus drei Stücken:

Die **Hypothesen** dokumentieren die vorbereitende Arbeit: verworfene und weitergeführte Ansätze, die ich jeweils kurz erläutert habe.

Unter der Überschrift **Sinn-Welt** finden sich verschiedene Deutungsansätze, die sich aus den Hypothesen ergeben haben. Diese sind nicht als Interpretationen, sondern als Meditationen zu verstehen, da mir bewußt ist, daß sie teilweise auf sich selbst aufbauen, sich im Sinnlosen verlieren, in jedem Fall aber von Kafkas Text so weit entfernen, daß sie als Versuche, diesen zu *klären*, nicht unbedingt geeignet sein können.

Das **Parergarium** schließlich enthält die in den anderen Teilen nicht weiter verwendeten Denkansätze und -spielereien, die sich am Rande der Arbeit und des Seminars ergaben. Ihr Charakter ist notizenhaft und allenfalls dokumentarisch, auf Ausformulierung, Ordnung oder Redaktion wurde strikt verzichtet.

Bei der äußeren Gestaltung des Textes wurde darauf geachtet, diesen soweit wie möglich Kafkas Vorstellungen – wie ich sie verstehe – von einem »schönen« Text anzupassen, die Größe der Schrift und der Satzspiegel ergaben sich daraus.

Zuletzt sei auf einen Punkt hingewiesen, der mir peinlich ist: Die Sekundärliteratur, mit der ich mich nach dem ersten Lesen des Romans beschäftigte, erwies sich als nicht hilfreich für meine Arbeit. Vieles davon war lehrreich, interessant, aufregend und was der positiven Bewertungen mehr sein könnten, hatte jedoch für den hier angegangenen Versuch keine mir bewußten Konsequenzen.<sup>1</sup> Erst gegen Ende der Arbeit, als mein Entwurf für den Schluß des Romans einigermaßen feststand, die Hypothesen formuliert und gedeutet waren, stieß ich auf Wilhelm

---

<sup>1</sup> Wo dies doch der Fall ist oder zu sein scheint, bitte ich den Leser und den betreffenden Autoren um Verständnis und Nachsicht. Daß eine Erweiterung der Sicht auf eine Geschichte, wie sie etwa die verschiedenen Ergebnisse von Klaus Wagenbachs liebevoller Beschäftigung mit Kafkas Leben und Werk immer bedeuten, Einfluß auch auf das weitere Lesen des Werks nimmt, halte ich für unausweichlich.

Emrichs herausragendes Werk<sup>2</sup>, das ich bis dahin nur aus einer Rezension »kannte«. Beim hingerissenen Lesen fand ich dort einige meiner Denkansätze teilweise nahezu wörtlich formuliert (aber wesentlich fundierter und umfassender durchdacht) wieder. Da diese Ähnlichkeiten zu weit über den Anhang verstreut sind, habe ich auf Einzelhinweise verzichtet und hoffe auf Nachsicht bei jenem Leser, der Emrich kennt, schätzt und bitte davon absehen möge, in meinen Ausführungen den billigen Versuch eines Plagiats zu sehen. Ich wollte, ich hätte Emrich früher entdeckt, mancher Irrweg wäre mir erspart geblieben.

Aus diesem und anderen Gründen bleibt es dem Leser von meiner Seite völlig freigestellt, ob er sich mit dem zweiten Teil der Arbeit befassen will.

München, im Februar 1995

Michael Sailer

---

<sup>2</sup> Wilhelm Emrich: Franz Kafka, Bonn 1958.

Die Stube in Gerstäckers Hütte war nur vom Herdfeuer matt beleuchtet und von einem Kerzenstumpf, bei dessen Licht jemand in einer Nische gebeugt unter den dort vortretenden schiefen Dachbalken in einem Buche las. Es war Gerstäckers Mutter. Sie reichte K. die zitternde Hand und ließ ihn neben sich niedersetzen, mühselig sprach sie, man hatte Mühe sie zu verstehn, aber was sie sagte ließ K. sich ihr weiter nähern, sich hinabbeugen zu ihrem Mund, sie sprach flüsternd ohne Pause, wandte sich nicht ihm zu, sondern blickte unablässig in ihr aufgeschlagenes Buch dessen Buchstaben zu klein gedruckt waren als daß K. in dem trüben Licht fähig gewesen wäre sie zu entziffern. »Da bist du also«, sagte sie und es erschien K. unwahrscheinlich, daß sie sein Kommen erwartet hatte. Sie habe ihn schon lange erwartet, sagte sie, aber viele Leute im Dorf seien der Ansicht, daß er stets länger brauche als alle anderen, um die Dinge zu erkennen und schon gar wohin sein nächster Weg führen müsse. So habe sie also gewartet und gewußt daß er schließlich kommen würde, ob er denn nun um seine Lage wisse. K. wandte nur kurz den Kopf, sie nickte als sei eine Antwort gar nicht nötig gewesen. Seine Tätigkeit, von der sie nicht viel wisse, nähere sich dem Ende, sei vielleicht schon beendet, was er ohnehin wissen müsse, sie erwähne es nur noch einmal weil man ihm am besten alles wiederhole damit er es verstehe. Daß er ihren Sohn sich zum Freund gemacht habe, sei nicht sein Erfolg sondern Folge von Entscheidungen, die mehr ihren Sohn als ihn anbeträfen. Ihn beträfen sie natürlich auch, vielleicht sogar ihn am meisten, aber ein Glück seien sie für niemanden im Dorf, für ihn am wenigsten.

»Ihr sprecht von einer Entscheidung des Schlosses«, unterbrach K. ihre Worte, »und diese Entscheidung, da irrt Ihr Euch, betrifft endlich nur mich.

Ich verstehe, daß Ihr versucht, dies vor mir zu verbergen, aber Euer Sohn hat es mir schon angedeutet, indem er zugab, daß er mir eine Arbeitsstelle nur deshalb anbietet, weil er sich erhofft, daß ich bei dem Schloßbeamten Erlanger etwas für ihn erreichen kann. Ich muß Euch zugeben, daß ich noch nicht weiß, was ich bei Erlanger wirklich erreichen kann, ja noch nicht einmal, ob es dort für mich überhaupt etwas zu tun gibt, aber Eure Worte überzeugen mich, daß meine Stellung im Dorf sich verändert haben muß, und dies muß doch etwas mit Erlanger zu tun haben.« Sie sah nun endlich von ihrem Buche auf, ihr vom Alter trüber Blick aber schien K. wie von einem Nebel verhangen, durch den seine Augen nicht dringen konnten. »Nein«, sagte sie traurig, »Ihr irrt Euch erneut. Nichts hat sich geändert, und doch ist alles nicht so, wie Ihr denkt. Daß mein Sohn Euch angeboten hat, bei seinen Pferden auszuhelfen obwohl er ebenso gut wie Ihr weiß, daß Ihr dazu gar keine Befähigung besitzt, geschah nur, um Euch vor weiteren Irrwegen zu bewahren, die für Euch sehr gefährlich werden können, es vielleicht schon geworden sind. Schon jetzt habt Ihr Euch in eine Lage begeben, die hoffnungslos ist, nur deutet Ihr sie falsch, glaubt einem Ziel Euch zu nähern und seht nicht, daß dieses Ziel ein anderes ist als Ihr glaubt. Seit Ihr ins Dorf gekommen seid, erzählt Ihr jedem Ihr suchtet eine Möglichkeit hier zu leben und zu arbeiten, dabei beweist Ihr mit allem was Ihr tut daß Ihr es um keinen Preis wollt. Immer hört man Euch nach dem Schloß fragen, wo doch jeder weiß, wie sinnlos dieses Fragen ist, Ihr wollt dorthin gelangen und wißt doch selbst daß es keinen Sinn hat dorthin zu gelangen. Mit einem Gefängnis glaubt Ihr Euch abzufinden. Als Gefangener enden – das wäre eines Lebens Ziel. Aber es ist ein Gitterkäfig, Ihr seid eigentlich frei, könnt an allem teilnehmen, nichts entgeht

Euch draußen, selbst verlassen hättet Ihr den Käfig können, die Gitterstangen stehen ja meterweit auseinander, nicht einmal gefangen wart Ihr, und jetzt wo Ihr es seid sind die Stäbe immer noch durchlässig genug für Euch, aber sehen könnt Ihr es nicht mehr. Die Entscheidung ist gefallen und sie befiehlt Euch im Dorf zu bleiben, aber ehe Ihr das in Eurer Sturheit wie einen Erfolg empfindet, laßt Euch sagen, daß es keine Gnade ist, die Euch hierbleiben läßt, sondern ein Urteil. Nicht aus Haß sondern aus Mitgefühl hat man versucht Euch dazu zu bringen, daß Ihr aus eigenem Antrieb fortgeht. Ihr aber habt Euch benommen wie ein Kind.« Sie schwieg und wandte sich wieder ihrem Buche zu. K. überkam eine Verzweiflung wie er sie nicht kannte. Er wollte daß sie weitersprach, hatten ihn doch ihre Worte, so sehr sie ihm alle Hoffnung rauben wollten mit Wärme umgeben, die nun da sie geendet hatte einer Kälte wich die ihm durch alle Kleider an die Haut kroch und ihn frösteln ließ. Er wandte sich zu Gerstäcker um, aber der war auf dem Stuhl neben dem Herd wohin er sich gesetzt hatte, eingeschlafen. K stand auf um ihn zu wecken, obwohl er selbst so müde war daß er sich kaum mehr bewegen mochte, aber Gerstäckers Mutter hielt ihn am Arm fest, ohne von ihrem Buche aufzusehen. »Laßt Ihn schlafen«, sagte sie, »er versteht Euch nicht mehr.« »Aber es ist so kalt«, rief K. und widerstand der Versuchung sich wieder zu setzen und in der Ruhe der Stube zu versinken. Als er die Tür der Hütte öffnete und hinaustrat, glaubte er Gerstäckers Blick zu spüren der ihm folgte und ihn anflehte zu bleiben, er wandte sich nicht um, schlug den Weg ein den er mit Gerstäcker vom Herrenhof gekommen war, aber seine Erinnerung täuschte ihn, anstatt zum Herrenhof gelangte er über die dunklen Straßen, die er immer wieder wechselte – Seitenwege

einschlug als könne ihn ein absichtliches Irrgehen davor bewahren sich vollends zu verlaufen – endlich zum Rand des Dorfes, wo ihn eine solche Erschöpfung erfaßte, daß er sich setzen mußte, trotzdem in dem Schnee der alles bis auf Kniehöhe bedeckte, keine Erhebung zum Sitzen einlud. Um ihn war Dunkelheit, weder das Dorf noch gar das Schloß vermochte K. zu erkennen, und so ergab er sich seiner Müdigkeit und fiel in einen Schlaf der dem Wachen so sehr gleich war daß er ihn nicht bemerkte.

Die Gesichter, die K. umgaben, konnte er nicht erkennen, nur Stimmen waren zu hören, sie flüsterten durcheinander ohne aufeinander zu achten, als verstünde einer nicht was der andere sagte. K. konnte keine Worte unterscheiden, er deutete das Flüstern als Versuch ihn nicht zu wecken, wollte wütend dazwischen rufen um zu zeigen daß er nicht schlief, als er aber versuchte sich zu erinnern wo er war und wie er dorthin gelangt war, wußte er es nicht. Er fühlte sich zu müde, um hier noch etwas zu befehlen oder gar zu tun, trotzdem er sich die Müdigkeit gar nicht erklären konnte, mußte er doch sehr lange geschlafen haben um alle Erinnerung zu verlieren und nichts von den Vorgängen zu bemerken, die ihn an diesen Ort gebracht hatten. Er mußte gewaltsam das ihn überkommende Gefühl abwehren, daß in seinem Fall eine vollkommene Ordnung geschaffen sei.

»Er ist wach«, hörte er eine Stimme, die ihm vertraut schien, aber mit niemandem verbunden war. Das Geflüster endete auf einen Schlag, und jetzt erkannte K. in dem matten Licht das von der Stelle an der er selbst sich befand auszugehen schien, eine große Zahl dunkel gekleideter Männer, die ihn umringten, sich aber nicht so weit zu nähern wagten, daß er ihre Gesichter mehr als erahnen hätte können. Einige von ihnen trugen Zwicker oder Brillen, die etwas von dem schwachen Licht spiegelten. Der Raum der sie umgab schien kein Ende zu haben, er verlor sich in der Dunkelheit. »Warum kommt Ihr nicht näher«, fragte K. »Wir sind nah«, antwortete eine Stimme, »aber Du bist krank.« Das erschien K. lächerlich, er suchte sich zu bewegen, jedoch er lag in einem Bett, von einem dicken Federplumeau bis zum Hals bedeckt. Er fragte, wer zu ihm spreche, aber die

Antwort war ein leises Kichern aus vielen Kehlen rings um ihn, dann setzte wieder allgemeines Flüstern ein das er nun teilweise verstehn konnte. »Er fragt wer wir sind und weiß es doch«, hörte er, »Er verstellt sich, er will uns täuschen, wie töricht. Aber es ist doch einerlei.« »Woher sollte ich wissen wer Ihr seid, ich weiß ja nicht einmal wo ich bin. Ich liege in einem Bett und bin umgeben von Menschen die sich nicht zeigen wollen, bedrängt von Stimmen die ich kenne und doch nicht kenne, und die mir offensichtlich Böses wollen«, rief K. »Nichts Böses, hast Du die Schwelle überschritten, ist alles gut. Eine andere Welt und Du mußt nicht reden«, hörte er und glaubte, es sei Amalias Stimme. Er sagte ihren Namen, worauf die Stimmen in ein wirres Reden ausbrachen, das sich in ein endloses Echo seiner selbst verwandelte. K. schloß die Augen für eine Weile, als er sie wieder öffnete, stand neben ihm ein großer Mann in einem schwarzen bis zum Boden reichenden Umhang, der ihn mit dunklen Augen traurig anblickte, K. hielt seinem Blick stand. »Endlich«, sagte K. zu ihm, »treffe ich Sie, und jetzt ist es zu spät.« »Vielleicht ist es spät«, sagte eine Stimme, während der Mann K. stumm ansah, »aber zu spät doch nicht. Und wofür es spät ist wissen Sie nicht und können es ja nicht wissen.« »Sie sind Klamm«, sagte K. zu dem Mann. »Er ist nicht Klamm«, sagte eine andere Stimme, »und kann es auch für Sie nicht sein. Er ist hier um Ihnen zu helfen, aber helfen kann er Ihnen doch auch nicht, da Sie ja todkrank sind und in jedem Falle sterben werden.« Man habe ihn auf dem Weg zum Schloß gefunden, erklärten ihm verschiedene Stimmen, die einander abwechselten als wollten sie seine verächtliche Lage dadurch noch deutlicher machen, wo er halb erfroren im Schnee lag, ihn mitgenommen, freilich nur weil man ihn nicht gut so liegen lassen konnte und weil es zu spät war, ins Dorf

zurückzukehren und ihn dorthin zu bringen wo er hingehöre. »So gehöre ich nun ins Dorf?« fragte K. Er habe immer dorthin gehört, vom Tag seiner Ankunft an sei sein Platz im Dorf gewesen, nur habe er auf allen Wegen versucht diesem Platz zu entfliehen, sich zu wehren ohne zu wissen gegen wen er sich wehrte, was im Schloß mit großer Verwunderung aufgenommen worden war. »Aber es war doch nicht mein Platz«, rief K., »man hat mich als Landvermesser angestellt und mir doch keine Gelegenheit gegeben als solcher zu arbeiten. Man hat versucht mich von Frieda, die ich liebte und noch liebe, zu trennen, was schließlich auch gelungen ist, man hat mich zum Schuldiener gemacht, doch nur um mich zu demütigen, ich wurde aus dem Brückenhof ebenso verwiesen wie aus dem Herrenhof und aus Brunswicks Haus, Gehilfen hat man mir geschickt, deren einziger Zweck es war meine Arbeit zu behindern und sie unmöglich zu machen, ein Versteck wurde mir angeboten das es mir verwehrt hätte überhaupt einer Tätigkeit nachzugehen, eine Stellung als Pferdeknecht trug einer mir an trotzdem ich als solcher keine Befähigung besitze und jener das sehr gut wußte. Jeder der sich mit mir verfeindet oder dem ich gleichgültig oder lästig werde, ist zu beneiden um die Leichtigkeit mit der er mich loswerden kann, niemand hat mir einen Platz gegeben der mir angemessen wäre, und selbst wenn man das versucht hätte, wäre es mir nicht möglich gewesen, ihn anzunehmen, weil es doch nur geschehen wäre um mich zu unterwerfen.« »Nicht jemand war es, der Dir Deinen Platz verwehrt hätte«, wurde geantwortet, »Du selbst warst es. Was verbindet Dich mit diesen festabgegrenzten, sprechenden, augenblitzenden Körpern enger als mit irgendeiner Sache? Etwa daß Du von ihrer

Art bist? Aber Du bist nicht von ihrer Art, darum hast Du ja diese Frage aufgeworfen.«

Als sich K. nun soweit es die schwere Decke zuließ erneut umsah, schien ihm der Raum mit mehr Licht erfüllt als zuvor. Den er für Klamm gehalten hatte stand immer noch da und sah ihn an, er konnte jetzt aber auch andere Gestalten ausmachen, die sich über eine Brüstung lehnten die den Raum in Mannshöhe rings umlief. Für einen Moment glaubte er dort oben Barnabas zu sehn, Lasemann, Brunswick, den Lehrer, aber ehe er einen von ihnen genau erkennen konnte hatten sie schon den Platz gewechselt, schienen ständig auf der Suche nach einer Stelle an dem Geländer von der sie einen besseren Blick auf K. haben würden.

Ein Herr trat zu dem Bett, legte eine Hand dem Daliegenden auf die Stirn, kniete dann nieder und sprach leise vor sich hin. Der große Mann winkte den Umstehenden zu schweigen, sie giengen nun nicht mehr umher und flüsterten auch nicht mehr, oder nur noch so leise daß ihre Stimmen nicht mehr zu vernehmen waren. K. wandte schmerzlich lächelnd das Gesicht dem Herrn zu und sagte: »Wer bist Du?« Der Herr erhob sich ohne sichtbares Staunen aus seiner knieenden Stellung und antwortete: »Der Schloßbeamte Sordini.« K. nickte, zeigte mit einer Bewegung seines Kopfes auf den Rand des Bettes und sagte, nachdem Sordini seiner Einladung gefolgt war: »Ich wußte es ja Herr Sordini, aber im ersten Augenblick habe ich immer alles vergessen, alles geht mir in der Runde und es ist besser ich frage, auch wenn ich alles weiß. Auch Sie wissen wahrscheinlich, daß ich der Landvermesser bin.« »Gewiß«, sagte Sordini, »Sie wurden mir heute in der Nacht angekündigt. Wir schliefen längst. Da rief gegen Mitternacht meine Frau: ›Salvatore‹ – so heiße ich – ›sieh die Krähe im Fenster.«

Es war wirklich eine Krähe, aber groß wie ein Hahn. Sie flog zu meinem Ohr und sagte: »Heute Nacht noch kommt der tote Landvermesser, empfangen Sie ihn im Namen des Schlosses.« K. nickte und zog die Zungenspitze zwischen den Lippen durch: »Ja die Vögel fliegen vor mir her, selbst der Schnee kann sie nicht hindern. Glauben Sie aber Herr Sordini daß ich im Schloß bleiben soll?« »Das kann ich noch nicht sagen«, antwortete Sordini, »es liegt auch nicht in meinem Ermessen.« »Aber es gab eine Weisung in meinem Fall, der Zettel wurde von jenem Diener der ihn weiterzugeben hatte, vernichtet.« »Das haben Sie gesehen? Dann mußte er selbstverständlich vernichtet werden, Ihre Anwesenheit machte eine unbeeinflusste Weiterbearbeitung unmöglich. Es wäre natürlich sowieso nicht das Geringste entschieden worden, denn eine Weisung die im Notfall vernichtet werden kann, ist nicht bindend und enthält auch nichts Wichtiges.« Er erhob sich von der Bettkante, gieng paar-mal im Kreis um K. herum und schien zu überlegen. Immer wieder schüttelte er den Kopf, warf schließlich die Arme in die Luft da er nicht imstande war eine Antwort zu finden, und entfernte sich von K. ohne sich noch einmal umzusehen. Der große Mann stand noch neben K., sein Kopf war seitlich auf die Schulter gefallen. Die vielen Stimmen, die doch nicht ganz verstummt waren schwoilen wieder an und füllten den Raum mit unverständlichem Gewisper. Auch das Bewegen auf der Galerie setzte wieder ein, unter das zwitschernde Flüstern legte sich der dumpfe Ton vieler Sohlen, die über hölzernen Boden schliffen ohne fest aufzutreten, als fänden sie im allgemeinen Gewirr keinen Weg der ein sicheres Ausschreiten erlaubte.

»Wenn ich mich im Schloß befinde wie Ihr behauptet, wo ist dann der Graf«, fragte K., worauf das Flüstern

ebenso plötzlich verstummte wie die Bewegung auf der Galerie endete. Lange Zeit war nichts zu hören außer dem schweren Atem des Mannes neben K. »Er fragt nach dem Grafen«, sagte dann eine Stimme in der Verwunderung und Angst mitschwangen. »Warum sollte ich nicht nach dem Grafen fragen, wo ich ihm doch mindestens für meine Rettung aus dem Schnee zu danken habe die in höchster Not erfolgt sein muß, weil man mich offenbar schon für tot erklärt hat. Dies ist sein Schloß und ich bin sein Landvermesser, daher ist es außerdem mein Recht, zumal niemand anderer mir Mitteilung zu machen vermag oder bereit ist, selbst mit dem Grafen zu sprechen, um zu erfahren und mir mitzuteilen ob er mit meiner Tätigkeit zufrieden ist und was er in Zukunft von mir erwartet und wie er mich zu verwenden gedenkt. Von Euch kann ich mir darüber ganz offensichtlich keine Auskunft erhoffen.« Die Pause die wiederum seinen Worten folgte schien K. noch länger, aber seine Müdigkeit war ganz verflogen, er fühlte sich frisch und stark trotzdem er sich unter der Decke kaum bewegen konnte. »Er fragt nach dem Grafen«, wiederholte eine andere Stimme die ungläubige Antwort. Der große Mann lief eilig auf die Brüstung zu, er hatte die Hände erhoben, als müsse er die Gestalten die oben standen besänftigen, sie davon abhalten sich auf K. zu stürzen. »Den Grafen will er sehn«, »Er will den Grafen sprechen«, »Nach dem Grafen zu fragen«, »Was ihm nur einfällt«, schwätzte es wild durcheinander, das Gehn hatte wieder begonnen, bewegte sich aber trotzdem die Wege der einzelnen keiner Richtung folgten deutlich sichtbar im Kreis, schneller als K.s Augen und sein Kopf sich mit ihnen zu drehn vermochten. Der große Mann hatte seinen Umhang abgeworfen um mehr Bewegungsfreiheit zu haben, aber seine Versuche die Menge zu beruhigen, blieben ohne

Wirkung, das Stimmengewirr steigerte sich bis K. nichts mehr unterscheiden konnte, sich fühlte als läge er auf einem Floß und würde von Wogen umspült die sich mit dem tobenden Sturm vereinigten, ihn zugleich hinaufrissen in die entfesselte Gewalt der Luft und hinabzogen in die kalte Dunkelheit des Meeres. Wütend über die Nutzlosigkeit seiner wiedererwachten Kräfte schloß er die Augen, da aber der Saal den er nun in seiner ganzen Ausdehnung sah davon nur noch heller erleuchtet schien, riß er sie gleich wieder auf. »Man muß Ihn wegbringen«, rief eine Stimme über das allgemeine Rauschen und Rennen, aber offenbar wagte niemand sich K. zu nähern, denn er blieb wo er war, während sich die anderen mit abgewendeten Gesichtern durch einen Ausgang den K. nicht erkennen konnte entfernten, bis die Brüstung leer zurückblieb. Stille und helles Licht erfüllte den Raum, in dem außer K. nur noch der große Mann auf seinem Umhang saß, der achtlos hingeworfen auf dem Boden lag. Mit seinen Armen hielt der Mann die Kniee umfaßt, sein Gesicht darin verborgen, K. hörte ihn schluchzen und wußte nicht ob es aus Verzweiflung oder Erschöpfung war. Die Wände des Saals, der K. jetzt da er Einzelheiten unterscheiden konnte, viel kleiner erschien, strahlten weiß, er wußte nicht mehr, ob er die Augen geschlossen oder geöffnet hatte, wollte die Decke abwerfen und stellte fest, daß sie nicht mehr auf ihm lag.

»Du«, sagte er zu dem Mann, als dessen Schluchzen geendet hatte, »kannst mir bestimmt sagen was die Komödie werden soll.«

»Du warst schon einmal hier? Nicht?« sagte der Mann.

»Du erkennst mich? Staunenswert.«

»In Gedanken habe ich schon einigemal mit Dir gesprochen. Was wolltest Du denn damals, als wir uns das letzte Mal sahen.«

»Dich um Rat fragen.«

»Richtig. Und habe ich ihn Dir geben können.«

»Nein. Es war mir leider nicht möglich zu Dir vorgelassen zu werden.«

»So ist es also gewesen«, sagte der Mann und erhob sich vom Boden.

»Ja«, sagte K., »es war sehr unbefriedigend, aber doch nur für den Augenblick. Man kann eben nicht mit einem Mal der Sache beikommen. Könnte man es nicht wieder einmal wiederholen?«

Der Mann trat an die Stelle neben dem Bett wo er vorhin gestanden hatte, wandte sich zu K. und schüttelte den Kopf. »Ich bin mit Dir nicht glücklich«, sagte er. »Ich frage nicht warum«, antwortete K., »ich weiß es.«

»Und?«

»Ich bin so machtlos. Ich kann nichts ändern. Achselzucken und Mundverziehn, mehr kann ich nicht. So schwer war die Aufgabe niemandes, soviel ich weiß. Man könnte sagen: es war keine Aufgabe, nicht einmal eine unmögliche, es ist nicht einmal die Unmöglichkeit selbst, es ist nichts, es ist nicht einmal soviel Kind, wie die Hoffnung einer Unfruchtbaren. Es ist aber doch die Luft, in der ich atme, solange ich atmen soll.«

Der Mann schüttelte wieder den Kopf, als irre K. und wisse das wohl.

»Ich werde Dich zu meinem Herrn führen. Willst Du?«

»Ich schäme mich. Wie wird er mich aufnehmen? Gleich zum Herrn gehn! Es ist frivol.«

»Laß die Verantwortung mir, solange ich noch eine tragen kann. Ich führe Dich. Komm!«

K. wollte sich bewegen, aber es gelang ihm nicht aufzustehn. »Wer ist der Herr?« fragte er. »Vielleicht fehlt mir der Mut ihn zu sehn. Die Furcht ist das Unglück, deshalb aber ist nicht Mut das Glück, sondern Furchtlosigkeit, nicht Mut, der vielleicht mehr will als die Kraft, sondern Furchtlosigkeit, ruhende, offen blickende, alles ertragende. Freilich es gibt ein Mittelding zwischen der Tat und der Gelegenheit nämlich das Herbeiführen, Herbeilocken der Gelegenheit. In diesem Herbeilocken besonders wenn es mit untauglichen Mitteln geschieht, spiele ich mit dem Gedanken der Überwindung und von ruhender, offenblickender Furchtlosigkeit ist darin keine Spur. Zu einem Ende komme ich damit nicht.« Der Kopf des Mannes knickte wieder zur Seite und fiel auf die Schulter, er sah K. bedauernd an und sagte: »Also kein Ausweg?« »Ich habe keinen gefunden«, antwortete K. »Und Du kennst doch die Gegend am besten von uns allen«, sagte der Mann, und K. hörte wie er sagte: »Ja.«

Wieder erwachte K. und wußte daß er nicht mehr schlief, aber freilich nicht ob er geschlafen hatte. Noch immer lag er in dem Bett, da er unbedeckt war, konnte er an sich hinabsehn und stellte fest, daß er ein helles Hemd trug, das ihn bis zu den Füßen verhüllte. Der Raum in dem er sich befand – man mußte ihn während des Schlafs an den er sich nicht erinnerte, dorthin gebracht haben – besaß an vier Seiten kleine Fenster, durch die K. den Schnee in heftigen Wehen fallen sah, dennoch war es hell.

Der große Mann saß neben dem Bett vorgebeugt auf einem Stuhl und blickte teilnahmslos aus dem Fenster. Seinen Umhang trug er nicht mehr, statt dessen eine Jacke, deren Stoff dem der Kleider ähnlich war, die die Herrenhofwirtin in ihrem Kasten verwahrt hatte, er schien einmal sehr wertvoll gewesen zu sein, aber die Zeit hatte ihn stumpf werden lassen, die Kanten abgestoßen, aller Glanz war verschwunden, aber die matten Fasern aus denen hie und da ein einzelner erbärmlicher Faden ragte, ließen erahnen, wie prächtig er einst gewesen war.

»Deine Tätigkeit ist beendet«, sagte der Mann, »man ist sehr zufrieden, auch Du kannst zufrieden sein.« »Aber das widerspricht Deinen eigenen frühern Worten«, sagte K., ohne den Mann anzusehn, »Womit sollte ich zufrieden sein wo doch alles gescheitert ist. Seltsam, es berührt mich ja kaum, daß ich nun alles was ich zu erreichen hoffte auf ewig verloren habe. Habe ich denn wirklich versagt?« »Manche Dinge können nicht gelingen, weil sie nicht für ein Gelingen gedacht sind«, sagte der Mann, wobei er auf seinem Stuhl noch mehr zusammensank und sein Blick sich vom Fenster weg und auf den Boden richtete. »Man muß vergessen können.

Alles ist einerlei wenn man ist wo wir sind. Es gibt kein Gelingen, die Tatsache daß es nichts anderes gibt als eine Aufgabe, nimmt uns die Hoffnung und gibt uns die Gewißheit.« »Wo ist Dein schwarzer Umhang?« fragte K. Er habe keine Bedeutung mehr, sagte der Mann. K. wisse nun ohnehin daß er Klamm sei und jetzt wo er es wisse, habe auch das keine Bedeutung mehr. »Ich bin nicht mehr der Klamm den Du gesucht hast und werde es nie mehr sein können. Durch Deine bloße Anwesenheit im Dorf konnte ich es nicht mehr sein.« »Aber Du gehörst doch zum Schloß, nicht zum Dorf«, sagte K. »Du hast vielleicht wirklich noch gar nichts verstanden oder willst es nicht einsehn«, antwortete Klamm. »Natürlich gehöre ich zum Schloß, aber doch auch zum Dorf, es gibt kein Schloß wo es nicht das Dorf gibt. Daß das Dorf das Schloß ernährt, muß Dir doch aufgefallen sein? Dafür verwalten wir das Dorf und erfüllen damit unsere Aufgabe, eine Aufgabe die so groß und schwer zu bewältigen ist – Du hast davon so wenig und so Unbedeutendes gesehn und erfahren daß Du noch nicht einmal eine Ahnung von dem ungeheuern Aufwand haben kannst – daß sie mit der Versorgung mit Lebensmitteln niemals vollständig abgegolten werden kann. Dennoch sind wir freilich keineswegs in einer stärkeren Position als die Leute im Dorf, wie Du vielleicht vermutet hast, was Deine unsinnigen Versuche ins Schloß zu gelangen erklären könnte. Ins Schloß aufgenommen zu werden und das Schloß zu betreten schließt einander natürlich aus. Eigentlich nämlich könnten die Menschen im Dorf sehr wohl ohne unsere Tätigkeit auskommen, daß sie es nicht versuchen ist mir persönlich unerklärlich, trotzdem ich von ihrem Vertrauen abhängе. Wenn man allerdings die Sache genauer besieht, hänge ich gar nicht von diesem

Vertrauen ab, denn meine Stellung erlaubt mir, Folgsamkeit und Respekt einzufordern. Bleiben diese jedoch aus, habe ich keine Möglichkeit, sie mir erneut zu erwerben, denn die Verwaltungstätigkeit hat ihren Sinn nur in dem Vertrauen das sie begründet, geht das Vertrauen – aus welchen Gründen auch immer – verloren, hat auch die Verwaltung ihren Sinn verloren. Aber was erzähle ich Dir, Du bist ja der Landvermesser, Du weißt besser Bescheid als ich. Daß man im Schloß Angst hätte, die Leute im Dorf könnten ihr Vertrauen in den Nutzen der Verwaltung verlieren, wäre zuviel gesagt, man hat vielmehr diese Angst überhaupt nicht, weil schon eine solche Angst ein zwingender Grund für einen Vertrauensverlust wäre. Aber schon die Möglichkeit einer solchen Angst stellt eine Gefahr dar, denn Unabhängigkeit ist allein nur als Möglichkeit mehr als Vertrauen ertragen kann. Aber eine solche Möglichkeit der Unabhängigkeit gibt es natürlich gar nicht solange die Dinge so sind wie sie sind. Offenbar hat man sich nur in einem Punkt geirrt was Deine Tätigkeit betrifft, und das ist meine eigene Position, die durch Deinen Aufenthalt im Dorf unmöglich wurde. Du mußt mich richtig verstehn, im Sinne des Schlosses hast Du Deine Arbeit so getan, wie man das erwartet hatte, nur konnte man nicht wissen mit welcher Hartnäckigkeit Du Dich an mich klammern würdest. Man hat Dich ganz bestimmt unterschätzt, trotzdem es unmöglich ist daß man im Schloß irgendjemanden unterschätzt. Daß meine Stellung nicht mehr haltbar sein würde, muß von Anfang an bekannt gewesen sein, nur ich – Du weißt was dieses Eingeständnis bedeutet – habe mich geirrt, habe nicht gleich bemerkt welches Gesetz in Dir liegt. Es ist aber nicht möglich, der Welt nur das Gesetz aufzuerlegen, daß alles sonst beim Alten bleibt, der neue Gesetzgeber aber

frei sein soll. Das wäre kein Gesetz, sondern Willkür, Auflehnung, Selbstverurteilung.« »Je mehr ich von Dir höre«, sagte K., »umso deutlicher wird mir freilich etwas was Du nicht sagst, daß es nämlich gar keinen Grafen Westwest gibt.« Klamm sah ihn mit Verwunderung an, dann verzog sich sein Gesicht zu einem Lachen das unhörbar blieb. Er zog aus der Tasche seiner Jacke einen Zwickel und klemmte ihn sich vor das Auge, als wolle er K. einer genaueren Untersuchung unterwerfen. »Keinen Grafen? Man glaubt nicht wie ein Mensch sich irren kann. Natürlich gibt es den Grafen, wenn ihn auch noch niemand gesehen hat – wem sollte es etwas nützen ihn zu sehn? – schon einen solchen Satz auszusprechen: daß es ihn nicht gibt, ist in höchstem Maß töricht, denn wie kann es jemanden nicht geben über den man spricht. Ich will Dir verraten – eine Bedeutung hat es nicht mehr, weil Du bald sterben wirst und auch mein Leben beendet ist – daß der Graf sich sogar nicht selten im Dorf aufzuhalten pflegt, was zu erwähnen unnötig ist, er muß sich geradezu dort aufhalten eben weil er der Graf ist. Dort soll er, man weiß es nicht weil es sinnlos ist es zu wissen, um seiner Tätigkeit ungestört nachgehn zu können den Namen eines seiner Beamten benützen, des Verbindungsbeamten Bürgel.« »Bürgel?« fragte K. »So habe ich womöglich den Grafen selbst gesehen, mit ihm gar gesprochen.« »Das ist vielleicht möglich«, antwortete Klamm, »aber unmöglich ist es den Grafen zu erkennen, weil es vielleicht auch einen echten Verbindungsbeamten mit Namen Bürgel gibt, was sich nicht von selbst versteht weil die Funktion eines Verbindungsbeamten natürlich gar keine ist. In jedem Fall aber gibt es einen Beamten Bürgel, man könnte ihn von dem Grafen daran unterscheiden daß dem Grafen keine Akten zur Bearbeitung zugeteilt werden, wenn er sich im Herrenhof

aufhält. Wer sollte ihm denn etwas zuteilen? Es versteht sich, daß auch der Beamte Bürgel keine Akten bekommt.«

K. blickte aus dem Fenster zu seiner Linken, vor dem der Schnee so dicht fiel, daß außer diesem heftigen Wirbeln nichts zu erkennen war. »Warum kann ich nicht aufstehn? Niemand der in dieser Gegend in ein Bett sich legt scheint je wieder aufstehn zu können, und doch habe ich, trotzdem ich keinen aufstehn sah, jeden wieder außerhalb des Bettes angetroffen. Jetzt liege ich und mir ist es unmöglich, wie alles unmöglich geworden ist. Die Entwicklung war ja einfach. Als ich noch zufrieden war, wollte ich unzufrieden sein und stieß mich mit allen Mitteln der Zeit und der Tradition, die mir zugänglich waren, in die Unzufriedenheit, nun wollte ich zurückkehren können. Wenn es möglich ist auf diese Weise das Unglück herbeizuzwingen, sollte alles herbeizwingbar sein. Ich kann, sosehr mich die Entwicklung zu widerlegen scheint und sosehr es überhaupt meinem Wesen widerspricht so zu denken, auf keine Weise zugeben, daß die ersten Anfänge meines Unglücks notwendig waren, sie mögen Notwendigkeiten gehabt haben, aber nicht innerliche, sie kamen angeflogen wie Fliegen und wären so leicht wie sie zu vertreiben gewesen. Immer aber die Vermischung der Vorstellungen etwa so: In dieser Welt wäre die Lage schrecklich, allein in diesem fremden Dorf, überdies auf ewig verlassenem Wegen, auf denen man im Dunkeln im Schnee sich unter größten Mühen nur bewegen kann – was allen anderen natürlich leichtfällt – überdies alle Wege ein Weg, ein sinnloser Weg ohne irdisches Ziel – zurück zur Brücke? Warum dorthin? Außerdem habe ich sie nicht einmal erreicht – überdies verlassen im Ort, unfähig mit jemandem bekannt zu werden, unfähig eine

Bekanntheit zu ertragen, im Grunde voll endlosen Staunens vor einer heiteren Gesellschaft die sich durch meine Anwesenheit mit dem Schatten meiner Gespenster überzieht, verlassen von meiner Kraft in Beziehung auf die Menschen, ich habe Liebende, aber ich kann nicht lieben, ich bin zu weit, bin ausgewiesen, habe da ich doch Mensch bin und die Wurzeln Nahrung wollen, auch dort unten meine Vertreter, jene Gehilfen, kläglich ungenügende Komödianten, die mir nur genügen können – freilich, sie genügen mir gar nicht und deshalb bin ich so verlassen – weil meine Nahrung von anderen Wurzeln in anderer Luft kommt, auch diese Wurzeln kläglich, aber doch lebensfähiger, diejenigen, welche mich lieben, lieben mich, weil ich verlassen bin, weil sie fühlen, daß ich die Freiheit der Bewegung, die mir hier völlig fehlt, auf einer anderen Ebene habe, oder zu haben glaubte, darum kämpfte und nicht einsehn wollte, wie wenig Hoffnung in diesem Kampf ist. Sich flüchten in ein erobertes Land und bald es unerträglich finden, denn man kann sich nirgendhin flüchten. Es ist so spät.« K. schwieg, es war noch hell. Der Schnee vor dem Fenster fiel unablässig und so dicht, daß er sich zu fragen begann, wann er die Höhe der Fenster erreicht haben würde. Das würde zuletzt geschehn da der Turm höher war als alles. Der Schnee konnte sich aber auf die Simse legen, die Fenster ganz bedecken und die Welt seinem Blick verschließen.

»Ich habe Durst«, sagte K.

»Hier gibt es nichts zu trinken, hat es noch nie etwas zu trinken gegeben«, antwortete Klamm. »Wie wäre es wenn man an sich selbst erstickte? Hinter dem Fenster ist das Schlimmste.«

»Dort ist nur Schnee.«

»Willst Du nicht mehr sprechen?« fragte Klamm.

»Heißt es ein Gespräch führen, wenn der andere schweigt und man um den Schein des Gespräches aufrechtzuerhalten, ihn zu ersetzen sucht? Ihn also nachahmt, also parodiert, also sich selbst parodiert? Zuzweit fühle ich mich ja verlassener, als allein. Bin ich mit jemandem zuzweit, greift dieser zweite nach mir und ich bin ihm hilflos ausgeliefert. Bin ich allein greift zwar die ganze Welt nach mir, aber die unzähligen ausgestreckten Arme verfangen sich ineinander und niemand erreicht mich.«

»Es ist alles gesagt. Ich kann Dich nicht alleinlassen, ich muß hierbleiben. Zurück darf keiner.« Klamm stand von dem Stuhl auf, setzte sich auf den Boden und knöpfte seine Jacke auf, zog unter mühseligen Verrenkungen die ihn aufstöhnen ließen, aus der Tasche eine Uhr. Es war spät. Er zog seine Schuhe aus. »Ich glaube nicht, daß ich Dich verstehe«, sagte er, »offen gesprochen weiß ich nicht ob ich je etwas verstanden habe. Seit langer Zeit habe ich alle Fragen mit Ja beantwortet wann immer man sie mir stellte, wer immer es war der sie stellte, vielen Fragen entzog ich mich, Du weißt es. Klagen ist freilich sinnlos, Klagen heißt Fragen stellen und Warten bis Antwort kommt. Fragen aber die sich nicht selbst im Entstehn beantworten werden niemals beantwortet. Es gibt ja keine Entfernungen zwischen Fragesteller und Antwortgeber. Es sind keine Entfernungen zu überwinden, daher sind Fragen und Warten sinnlos. Jetzt kommt es mir vor als habe ich versäumt, mich selbst zu fragen. Jetzt verstehe ich die Frage die ich mir selbst stellen muß, nicht mehr.« Es war hell, der Schnee fiel noch dichter. Er zog die Jacke aus, wiederum aufstöhnend, öffnete seine Hose. »Was tust Du da?« fragte K. und Klamm antwortete: »Glaubst Du man beobachtet uns? Warst Du schon einmal nackt? Ich meine ganz nackt, außerhalb eines Bades? Ich habe selbst im

Bad immer etwas an mir getragen.« Er erhob sich mühsam schnaufend, ließ seine Hose zu Boden fallen, in Strümpfen und Hemd stand er vor K. und blickte durch dessen Gesicht hindurch. »Wozu sollte man uns beobachten«, sagte er, »zu welchem Zweck. Man weiß alles über uns was von Wichtigkeit sein kann. Wen kümmert es was wir jetzt noch tun. Ist Dir aufgefallen, daß es hier keine Tür gibt? Wie glaubst Du sollten wir diesen Raum verlassen? Es gibt nichts worauf wir warten können, Warten ist so sinnlos wie Fragen. Sieh auf die Uhr.« Er hielt K. die Uhr hin, K. blickte flüchtig auf das Ziffernblatt. Es war spät. »Und?« fragte Klamm. »Es ist spät«, antwortete K.

»Wie spät?« K. sah wieder auf die Uhr. »Ich weiß es nicht«, sagte er und ein Schrecken überfiel ihn, als er Klamms Gesicht sich abscheulich verändern sah, in dröhnendes Lachen ausbrechen, das im selben Moment vom gewaltigen Donner einer Glocke noch übertönt wurde. Klamm sprang in widernatürlichen Sätzen die seinem Gewicht Hohn sprachen, durch das Rund des Zimmers, Tränen überliefen sein Gesicht, er schlug sich mit beiden Händen auf die nackten Schenkel, warf sein Hemd in die Luft als wollte er es so weit von sich bekommen wie nur möglich, schlug gegen die Wände, lachte und schrie: »Wie spät ist es! Was geht hier vor! Wir sind draußen!«

Nach langer Zeit ermüdete er, setzte sich zu Boden und weinte über den Tag den er ausatmete, während K. die Augen schloß ohne sie geöffnet zu haben, und der Schnee fiel. Es war noch früh.

Anmerkung: Daß aufmerksamen Kafka-Lesern manche Passagen und Stellen meines Textes vertraut erscheinen, ist kein Zufall, ich habe eine Vielzahl von Zitaten aus Tagebüchern und Fragmenten aus Kafkas literarischem Nachlaß verwendet (und teilweise verändert), ohne deren echten Zusammenhang zu beachten oder Vermutungen über einen Zusammenhang mit dem Schloß-Roman anstellen zu wollen. Daß diese Stellen nicht gekennzeichnet wurden, geschah nicht etwa in der Absicht, mich »mit fremden Federn schmücken« zu wollen, sondern um den Zusammenhang des Textes beim Lesen nicht zu stören. MS

## Hypothesen

Keine der folgenden Vermutungen über im Roman unerwähnte Zusammenhänge zwischen Personen und mögliche Schlüsse erhebt den Anspruch, Franz Kafkas Intentionen auch nur sich annähern zu wollen. Ich halte es ebenso für möglich, daß Kafka am Schluß des Romans tatsächlich gescheitert ist (was dem hypothetisch abgeschlossenen Werk unter Umständen eine wahrhaft überliterarische Größe zumessen würde<sup>3</sup>), wie ich es denkbar finde, daß er den Schluß *genau so* gewollt hat, nämlich: nur scheinbar völlig offen, während der wahre *Schluß* an einer anderen Stelle, vielleicht an *jeder* Stelle des Romans zu suchen wäre. Beispiele für solche Schlüsse gibt es viele<sup>4</sup>, auch ist die Literatur der Neuzeit reich an gewollt fragmentarischen Werken<sup>5</sup>. Im übrigen denke ich, daß man Äußerungen von Schriftstellern über ihr eigenes Werk insofern kritisch gegenüberstehen muß, als z.B. die Ablehnung der Veröffentlichung, Bemerkungen über die Unzulänglichkeit eines Werkes, ja sogar der Versuch, es zu vernichten, nicht bedeuten müssen, daß der Autor das Werk nicht *genau so* gewollt hat.

Die im Folgenden aufgestellten Hypothesen sollten also nicht als Versuch gelesen werden, Kafka »zu Ende zu denken«, seine »wahre Motivation« zu ergründen oder gar hintergründliche Bezugspunkte zum Leben des Autors zu konjizieren. Es handelt sich vielmehr um ein Spiel: Versucht wird, festzustellen, was sich mit dem »Schloß« anstellen läßt, wenn man es als fertiges, abgeschlossenes und von allen zusätzlichen Vermutungen und Konstruktionen befreites »Spielfeld« benützt. Nicht alle der im folgenden aufgestellten Hypothesen mögen neu sein. Es ist schlechterdings unmöglich (schon gar im Laufe einer angemessenen Zeit), einen erschöpfenden

---

<sup>3</sup> Vgl. die im Seminar angestellten Überlegungen über den Roman als »Gesamtweltentwurf«, an dem ein Schriftsteller, zumal in Zeiten, in denen ein Interesse etwa an einem dreihundert Jahre währenden Dombau nicht mehr zu wecken ist, notwendig scheitern *muß*.

<sup>4</sup> Erwähnt seien in völlig willkürlicher Auswahl etwa Ralf Rothmanns Roman ›Wäldernacht‹ (Frankfurt/M 1994), dessen letzter Satz ohne Satzzeichen auf »und dann« endet, sowie Rudy Ruckers ›Spacetime Donuts‹ (deutsch: ›Gödel, Zappa, Rock 'n' Roll‹, Frankfurt/M 1989), der in der deutschen Übersetzung mit dem Wort »JETZT« (ebenfalls ohne Satzzeichen) schließt. Beide Romane können als durchaus geschlossen und »fertig« gelten.

<sup>5</sup> Hierzu müssen etwa Lessings ›Wolfenbüttler Fragmente‹, Arnims ›Kronenwächter‹, Hofmannsthals ›Bergwerk von Falun‹, oder, in neuester Zeit, Jan Kjaerstads Roman ›Rand‹ (deutsch: Frankfurt/M 1994) zählen. Mit etwas Wagemut kann der Begriff des intendierten (zumindest bewußt in Kauf genommenen) Fragments meiner Meinung nach auch auf Musils ›Mann ohne Eigenschaften‹ angewandt werden, wenn man davon ausgeht, daß sich Musil über die Nichtbeendbarkeit des Stoffes im Klaren war. Interessant erscheint mir in diesem Zusammenhang, daß Gerhard F. Hering den Briefeschreiber Kafka als einen beschreibt, der »wieder und wieder so wirkt, als schwimme er unter Wasser«. (Gerhard F. Hering, Kafka in drei Spiegeln, in: Merkur 136, S. 587). Musil schreibt in einem Novellenentwurf aus dem Jahr 1905: »Es sollte nichts von ihm bleiben, kein Werk, kein Freund, kein Erfolg. Eine unbestimmte Vorstellung von versagten Handlungen, die jetzt nichts mehr in ihm beaufsichtigen würde, verführte ihn, noch eine Weile unterwasserspiegelhaft gleitend zu leben.« (zitiert nach: Werner Helwig, Robert Musils letzte Jahre, in: Merkur 148, S.599). Wichtig auch Musils Kritik der ersten Veröffentlichungen Kafkas, die Kafka zu dem Urteil brachte, niemand habe ihn besser verstanden als Musil (vgl. Hering, loc. cit., S.588). Werke, die äußerlich geschlossen wirken, innerlich aber aufgrund des Größe des Stoffes unvollendet bleiben müssen, sind z.B. Thomas Pynchons »V.« (deutsch: Reinbek 1976) oder Goethes Faustdichtungen, wobei zu bedenken ist, daß eine ganze Anzahl von Autoren an der äußeren Vollendung des Fauststoffes scheiterten. Max Brods Deutung, ›Das Schloß‹ sei Kafkas »Faust-Roman«, die er in seinem Nachwort zur von ihm herausgegebenen Ausgabe (Franz Kafka, Das Schloß. Frankfurt/M 1958, S.313) aufstellt, schließe ich mich ausdrücklich *nicht* an.

Überblick über die Sekundär- und Tertiärliteratur zu Kafka zu bekommen.<sup>6</sup> Falls der Leser Dinge wiedererkennt, die andere bereits versucht oder gesagt haben, möge man mir daher unter Annahme meiner Unkenntnis die Wiederholung verzeihen.

K. schläft. Die einfachste, simpelste und dümmste Annahme. Folge: Der Roman endet mit einem einzigen Satz. »K. erwachte, blickte durch den Nebel von Schlaf, der sich verdichtete und wie Schnee vor seinem Blickfeld herabrieselte, zum Wecker, der stehen geblieben war.«

Das Schloß ist unbewohnt. Es hat folglich nur symbolisch integrierende Funktion. Den Dorfbewohnern könnte dies bekannt sein, sie würden dann die sichtbare Existenz des Schlosses und ihre Anspielungen darauf (die ja oft sehr trügerisch und ungenau sind) benützen, um K. auf die Probe zu stellen, seine Fähigkeit, sich unter Verzicht auf Egoismen in die Dorfgemeinschaft einzuordnen. Da dieser Anspruch von K. ausgeht (die Dorfbewohner haben kein Interesse an seiner Anwesenheit), kann auch nur er an einem positiven Ergebnis der Probe interessiert sein. Daß er sich aber über seine Rolle, die des »Antragstellers«, gar nicht klar wird, daß er vor allem nicht erkennt, wer der wahre Antragsgegner ist (nämlich das Dorf, nicht der fiktive Schloßherr<sup>7</sup> oder sein Beamtenapparat), trägt zu den vielen Mißverständnissen, zu K.s Irrtümern und falschen Einschätzungen, bei.

Anders das Ergebnis der Annahme, die Dorfbewohner wüßten ebenfalls nicht um die Unbewohntheit des Schlosses<sup>8</sup>. Dies würde bedeuten, daß sie ihre Kontakte mit dem Schloß nur vortäuschen, folglich untereinander in einem permanenten Zustand von Lüge, Angst und Neid (da keiner weiß, daß er selbst nicht der einzige Lügner ist) leben. Diese zweite Hypothese ist schwer halt- und kaum fruchtbar, abgesehen von dem reizvollen Aspekt, daß die offenen und unterschwelligem Versuche der Dorfbewohner, K. zu vertreiben, daher rühren könnten, daß jeder einzelne fürchtet, durch K. könnte (im Falle eines tatsächlichen Kontaktes mit dem Schloß) die eigene Lüge bekannt werden, was durch seine Tätigkeit der Landvermessung (i.e. der »Vermessung« der Verhältnisse und Beziehungen im Dorf) unausweichlich wäre.

Das Scheitern der Begegnung mit dem »Verbindungsbeamten« Bürgel ist K.s Niederlage im Gesamten. Gab es bis dahin immer wieder Anzeichen der Hoffnung, vielleicht gar so etwas wie eine Steigerung, geht von da an alles einem Ende zu, das K. in die Situation des Anfangs zurückwirft. Selbst wenn es K. gelingt, ins Schloß zu gelangen, gelingt ihm dies nicht aus eigener Kraft, sein größter Erfolg könnte die Erkenntnis des Scheiterns sein. Ob sich in Bürgel tatsächlich – wie man annehmen könnte – der Graf Westwest selbst manifestiert, spielt dabei nur eine Nebenrolle, wenn man davon absieht, was in Folge dieser Annahme aus der Bürgel-Episode über

---

<sup>6</sup> Bis 1974 waren das etwa 8000 Titel, seither kommen pro Jahr durchschnittlich 100 dazu (vgl. Herwig Gottwald, Die Wirklichkeit bei Kafka. Stuttgart 1990, S.1) Der Gedanke, daß man bei einer durchschnittlichen Lesefrequenz von 0,5 Buch pro Tag etwa 55 Jahre lang auf Feiertage und Wochenenden verzichten müßte, ohne mit den Neuerscheinungen Schritt halten zu können, mag müßige Spielerei sein, er rückt dem, der über Kafka schreibt, aber auch von vornherein die Maßstäbe der eigenen Bedeutung gerade.

<sup>7</sup> (dessen Name ja auch nur einmal, gleich zu Beginn (S 10) erwähnt wird)

<sup>8</sup> Der Schloßherr hätte dann die Funktion eines toten Gottes, um dessen Tod keiner der Gläubigen weiß.

die Funktion des Grafen zwischen Dorf und Schloß geschlossen werden könnte (siehe weiter unten).

Die Gehilfen sind Schloßbeamte. Ihre Funktion besteht wiederum in der Prüfung K.s, diesmal ohne Wissen bzw. Teilnahme der Dorfbewohner und nicht über seine Eignung zum Leben im Dorf, sondern zum Eintritt in die Schloßgemeinschaft. Auch ihre Rolle mißverstehet K. so gründlich, daß er an der Prüfung scheitert, was ihm die beiden Gehilfen am Schluß unter Offenlegung ihrer Funktion erklären könnten (Jeremias deutet etwas derartiges bereits in Kafkas Text sehr deutlich an). Geht man davon aus, daß den Dorfbewohnern die Identität der Gehilfen bekannt ist, könnte man ihre Versuche, K.s Annäherung ans Schloß zu verhindern, mit Neid erklären: Schließlich erhält er die Möglichkeit der Aufnahme, ohne wie sie das Leben im Dorf über längere Zeit ertragen bzw. sich in die erdrückenden Strukturen einordnen zu müssen.

Bürgel ist der Graf Westwest. Seine eigenartige Rolle als »Verbindungsbeamter« könnte dies andeuten. Daraus würde folgen, daß die Macht des Grafen nicht in der Herrschaft über das Schloß und das Dorf, sondern in seiner Fähigkeit besteht, *zwischen* beiden zu stehen und beider Symbiose zu ermöglichen. Der Graf wäre dann zugleich der niedrigste (dem Dorf nächste) und der höchste (über Schloß *und* Dorf stehende) Beamte des Schlosses, es würde auch klarer, daß das Schloß gerade nicht – wie Max Brod annimmt – als »göttliche Lenkung menschlichen Schicksals«<sup>9</sup> über dem Dorf thront, sondern mit diesem in einer schwer durchschaubaren Symbiose zum gegenseitigen Nutzen auf einer Ebene existiert.

K. ist der »verlorene Sohn« des Schloßherrn. Nach vielen Jahren der Abwesenheit kehrt er an einen Ort zurück, an den er sich nur noch vage (aus frühester Kindheit) erinnern kann, an dem er möglicherweise noch nie gewesen ist, ihn nur aus Erzählungen kennt, die ihn den Entschluß fassen ließen, sich auf den Weg dorthin zu machen. Die Suche um Einlaß in das Schloß ähnelte dann Motiven aus Sagen und Märchen, mit denen sich Kafka, wie man weiß, viel und gerne beschäftigt hat.<sup>10</sup> Am Schluß stünden mehrere Möglichkeiten der Lösung zur Verfügung: 1. K. darf ins Schloß, nachdem er sich in der Welt »bewährt« hat und nun die Nachfolge seines Vaters antreten kann (eine sehr triviale Lösung). 2. K. darf nicht ins Schloß, soll durch die Widrigkeiten der Geschichte davon abgehalten werden, weiter Einlaß zu begehren. Ein Grund dafür könnten Ereignisse in K.s oder einer weiter zurückliegenden Vergangenheit sein. (Ebenfalls banal!) 3. K. reibt sich in einem endlosen Kampf um Einlaß auf, weil er nicht erkannt wird. (Es bliebe zu klären, wieso er überhaupt ins Schloß will, wie sich überhaupt all diese Hypothesen viel zu weit von Kafkas Schloß-Geschichte als solcher entfernen). Usf.

Wenn sich K. dem Schloß nähert, ist es nicht länger ein Schloß. Zum Beispiel könnte er das selbst erfahren: Ein endlicher Fußmarsch dorthin, Nebel oder Schnee läßt nur einen gelegentlichen Blick zu, der das Schloß jedesmal ein bißchen mehr einer Ruine, einem Bauernhof oder gar einem Felsmassiv ähneln läßt. Vielleicht ist es auch gar

---

<sup>9</sup> Vgl. Brods Nachwort, loc. cit., S.314.

<sup>10</sup> Als Beispiel seien Grimms Märchen erwähnt, auf die auch Wilhelm Emrich hinweist (Emrich, loc. cit., S.413).

nicht K. selbst, dem dieses Erlebnis widerfährt, vielleicht erzählt ihm schließlich Barnabas davon. Man hatte bis dahin versucht, sein Spiel mitzuspielen, weil man ihm aufgrund seiner Fremdheit und seines Verhaltens mit respektvoller Furcht begegnete. Seltsam: Schwarzer erwähnt zuerst das Schloß, K. gibt vor, nichts davon zu wissen, im ersten Absatz wird es aber schon genannt. Daher ist diese Hypothese wohl nicht plausibel, ohne Kafkas Erzählhaltung gründlich zu ändern. Riskieren könnte man die These, Kafka habe tatsächlich, wie Max Brod schreibt – den Roman als Ich-Erzählung begonnen, dann wäre K.s Vorgabe, vom Schloß nichts zu wissen, eine Schutzbehauptung. Vielleicht hätte nach einer gründlichen Bearbeitung aber der ganze Roman anders ausgesehen, er müßte also in weiten Teilen perspektivisch umgeschrieben werden, um solche Motivationen zu belegen.

Vielleicht erlebt K. diese Hypothese aber im Traum, was insofern auch für die Realität wichtig ist, als die vollständige (und unmögliche) Verbindung von Wachen und Traum den einzigen Weg darstellt, wie K. gelingen kann, was er versucht. Bürgels Bemerkungen über Charakter und Grund der Nachtverhöre lassen diesen Schluß zu, ebenso wie die Tatsache, daß K. in solchem quasi schlafendem Zustand Bürgels Erzählungen sehr genau und richtig versteht, erst als der Schlaf die Überhand gewinnt, hört er »zu gut« zu, erlebt bereits im Traum, was erst auszuführen wäre.

K.s Suche nach einem Weg für sein Wollen muß Klamm schließlich zerstören, denn K. sucht sein »Glück« nicht in Klamm selbst, sondern in einer Verbindung von Klamms allgemeiner *Rolle* (der des Stifters plötzlichen, unverständlichen und für die Zukunft nutzlosen Glücks) und seiner *Person* (die im eigenen Unglück besteht). Diese Verbindung ist weiterhin für K. nicht Ziel, sondern Weg: Seine Suche muß die Zusammenhänge, die Klamm umgeben, zerreißen, ihm die eigene Ohnmacht zeigen, sie selbst ebenfalls erkennen und so das Geheimnis zerstören, das Klamms *Inhalt* ist. Es bleibt Leere, die sich vielleicht in Wahnsinn manifestiert.

Möglicherweise ist K.s Ziel, das er selbst nicht kennt, die funktionelle Nachfolge Klamms? Hiergegen spricht jedoch, daß K.s Aufgabe im *Vermessen* besteht: Er muß alle Zusammenhänge durchdringen, um seine (unmögliche) Verbindung von Freiheit und Struktur zu erlangen. Klamm jedoch ist als Rolle und Person Teil der Zusammenhänge.

Der Eintritt ins Schloß führt K. sein Scheitern vor Augen. Denn mit dem Eintritt ist K.s Tätigkeit als »Landvermesser« zu Ende, die vollständige »Vermessung« aller Beziehungen und Zusammenhänge ist Voraussetzung für den Einlaß. Da K. den richtigen Weg ins Schloß an der Stärke des Widerstands zu erkennen glaubt, ist das Niederringen dieses Widerstands der Beweis, daß der Weg ins Schloß nicht der Weg ist, den K. gesucht hat. Daß ihm am Schluß von Kafkas Text verschiedene Angebote gemacht werden, die sein Verbleiben im Dorf ermöglichen, zeigt, daß auch die Dorfbewohner wissen, wie es um K. steht. Gerstäckers Mutter könnte eine Personifizierung des Todes sein: Ihre Konstitution weist ebenso darauf hin wie ihr Lesen in einem Buch, das (bei zugegeben sehr freier Auslegung) eine Art »Buch des Lebens«<sup>11</sup> sein könnte.

---

<sup>11</sup> Im »Buch des Lebens«, wie es die Bibel erwähnt (2 Mos 32, 32f.; Offb 3, 5) sind die Namen (und damit die persönlichen Schicksale) aller lebenden Menschen (nach anderer Auslegung der zu Gott gehörigen) verzeichnet. In der Offenbarungsstelle ist das Nichtaustilgen des Namens aus dem Buch des Lebens übrigens damit verbunden, daß der Betreffende mit weißen Gewändern bekleidet wird.

Der übrig gebliebene Zettel, der bei der Aktenverteilung vernichtet wird, enthält eine Weisung in K.s Fall. Dies schließt an die Hypothese an, die Begegnung mit Bürgel sei der Beginn von K.s Niederlage. Weil K. die Aktenverteilung beobachtet, muß der Zettel vernichtet werden, da, wie die Schloßbeamten behaupten könnten, eine unbeeinflusste Weiterbearbeitung in seiner Anwesenheit nicht möglich sei. Es wäre natürlich sowieso nichts entschieden worden, denn die Entscheidung über K.s Verbleib liegt in Wirklichkeit weder beim Schloß, noch bei den Dorfbewohnern, sondern bei ihm selbst: in seinem eigenen Verhalten.

K. erlebt im Moment seines Todes eine Allegorie auf sein Leben. Eine Hypothese, die zwar reizvoll und im Ansatz plausibel wäre, etwa in Bezug auf die Brücke, die er zu Beginn überschreitet, was sich weiter daraus ergibt, ist jedoch wenig interessant: K. müßte dann nur noch endgültig sterben, und die Geschichte wäre ohne Bedeutung. Es böte sich an, dem Roman nicht etwas anzufügen, sondern etliches zu streichen. Daß eine solche Hypothese möglich ist, will ich nicht abstreiten, allein fast jeder mit den bisherigen Annahmen denkbare Schluß nimmt ihr nichts, hilft ihr aber auch nicht weiter: Es müßte in jedem Fall noch ein Ende gefunden werden, das aber meiner Meinung nach uninteressant wäre.

K. ist tot und weiß es nicht. Diese Annahme würde den gesamten Roman verändern: Es ginge dann für K. darum, durch eine Art »Fegefeuer« zu gehen, um schließlich im Schloß Frieden zu finden. Das Dorf hätte die Funktion, K. mit seinen Fehlern zu konfrontieren, ihn durch Reue zu läutern.<sup>12</sup> Entweder gelänge dies schließlich, oder es kann gar nicht gelingen, weil das Dorf eine Art Limbus darstellt, bevölkert von Menschen, die aufgrund einer Art Erbsünde, quasi ohne eigenes Zutun, ihr Recht auf Ruhe im Reich der Toten zumindest vorläufig verspielt haben, ins Leben aber auch nicht mehr zurückkehren dürfen. Die Tatsache, daß K. selbst nichts von seinem Tod ahnt, könnte sein dummes und ungeschicktes Verhalten<sup>13</sup> erklären: Er scheint ja zumindest zu Beginn gar nicht zu wissen, *wieso* er eigentlich unbedingt ins Schloß will, ist also eigenen Handlungen ausgeliefert, die sein Unterbewußtsein steuert. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Unterschied zwischen K.s Schlaf und dem der Dorfbewohner und vor allem der Schloßbeamten, der gegenteilige Wirkung hat: Die Beamten erfrischt ihr kurzer Schlaf, sie begrüßen den Tag froh über das Ende der Nacht, in der sie sich so sehr verändern, daß sie sich dem Zustand der

---

<sup>12</sup> Max Brod macht in seinem Nachwort Andeutungen, die eine solche, religiöse Interpretation des Schlosses nahelegen (loc. cit. S. 314 ff.). Seine Schlüsse scheinen mir in höchstem Maße unplausibel, da das Schloß meiner Lesart nach keine »himmlische« Macht darstellt, sondern eventuell völlig machtlos, zumindest aber dem Dorf in irgendeiner Weise angeschlossen ist. Unterstellt man Kafka eine gewisse Achtung vor religiösem Glauben, so stellten viele Details seiner Erzählung, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, in Brods Lesart einen undenkbbaren Affront, geradezu eine Pervertierung religiöser Grundsätze dar, die ihm nicht unterstellt werden kann. Zum Beispiel sei lediglich darauf hingewiesen, daß gerade die bigott prüde, heimlich zügellose Lehrerin und der egoistisch besitzgierige Brunswick die Machtlosigkeit des Schlosses durchschauen, zwei seiner Angehörigen sich unterwerfen und nur zum Schein den Glauben an die Allmacht des Schlosses »mitglauben«. Der Lehrer verhält sich K. gegenüber, als dieser den Grafen erwähnt, als sei der Name des Grafen etwas Obszönes, das in Gegenwart von Kindern nicht angesprochen werden darf.

<sup>13</sup> Dies gilt nur, wenn man davon ausgeht, daß K.s Verhalten dumm und ungeschickt ist. Ich gehe davon nicht aus: Bereits im ersten Kapitel wird klar, daß sich K. der Situation und seiner Stellung sehr bewußt ist, er glaubt zum Beispiel zu erkennen, daß das Schloß seine »Herausforderung« annimmt.

Dorfbewohner annähern, gar während der Nachtverhöre ganz in deren Person übergehen<sup>14</sup>, K. hingegen wird vom Schlafen immer müder, er sehnt sich nach endgültiger Ruhe.

K. kann am Schluß nicht mehr zwischen Traum und Wachen unterscheiden. Dieser Zustand der »Klarheit«, der zu seinem Ziel, der Verbindung von Freiheit und Bewußtsein, klarem Erkennen und spontanem Empfinden, gehört, ähnelt seinem Zustand während der Begegnung mit Bürgel, ist aber noch weitaus vollständiger. Nutzlos allerdings auch, denn die Folge ist nur, daß K. sein Scheitern erkennt. Die Verbindung, die ihm im *Zustand* gelingt, läßt sich im *Leben* nicht mehr herstellen, da K. dazu die Beziehung zu Amalia oder Frieda gebraucht hätte, die er verloren hat (spätestens durch seinen – vorläufig hypothetischen, aber irgendwie wohl notwendigen – Eintritt ins Schloß). K.s Tätigkeit der »Landvermessung« ist ein revolutionärer Akt, der ihn selbst von der »Vermessung« und damit vom Leben ausschließt.

Das Schloß ist in Wirklichkeit machtlos. Dieser Hypothese liegt der folgende Gedanke zu Grunde: Üblicherweise dauert Schreiben länger als Lesen.<sup>15</sup> Da die Schloßbeamten ganz offensichtlich die Akten gar nicht so schnell bearbeiten können, wie sie hergestellt werden, stehen sie den Vorgängen in einer machtlosen Aufholjagd gegenüber. Sie *bestimmen* nicht, sondern *versuchen* nur, einen *Überblick* zu erlangen, allein selbst damit sind sie überfordert. Das Brimborium des aufgeblasenen Apparats von Vorschriften und undurchschaubaren Regeln dient nur der Vortäuschung von Macht, da man von den Dorfbewohnern abhängig ist (diese schließlich das Schloß zumindest mit Nahrungsmitteln versorgen). Klamm könnte K. diese Zusammenhänge erklären, so sie dieser nicht schon selbst ahnt.

K. ist tot und weiß es. Eine etwas andere Sicht ergibt sich, wenn man von der Annahme ausgeht, Kafka habe das »Schloß« doch zu Ende geschrieben, das Ende jedoch nur als Skizze ausgeführt: Zumindest das erste der drei Fragmente über den Jäger Gracchus<sup>16</sup> deutet auf ein solches hin. K. ist also tatsächlich ein Toter, dessen Zustand jedoch nur durch »die Umgebung« angedeutet wird. Dies könnte eine weitere Rolle der beiden Gehilfen sein, die dann so etwas wie die Totenwache oder seine Begleiter auf dem Weg durch die Halbwelt (als die man das Dorf sehen kann) wären. Für die Realisierung böten sich mehrere Wege an: K. könnte so schwer erkranken, daß man zu der Ansicht gelangt, ihm könne nur noch im Schloß geholfen werden. Dort schließlich erzählt er dem Schloßherrn von seinem Schicksal, das ihm den endgültigen Eintritt ins Reich der Toten immer wieder verwehrt, ihn auf den Stufen dorthin

---

<sup>14</sup> Vgl. etwa Bürgels Erzählung über den Charakter der Nachtverhöre, S 324.

<sup>15</sup> Ich schränke diese Behauptung insofern ein, als mit »Lesen« hier nicht gemeint ist, einer geschriebenen Sache vollständig und unter allen möglichen Gesichtspunkten auf den Grund zu gehen. Eine solche *Erweiterung* eines Textes durch den Leser endet, wie man am Beispiel Kafkas zeigen kann, nie.

<sup>16</sup> B 40 – 43, das zweite Fragment findet sich in unmittelbarem Anschluß daran, das dritte im selben Band auf den Seiten 96 – 100. Hinweisen muß ich unbedingt auf die Tatsache, daß diese Fragmente wohl zwischen Herbst 1916 und Frühjahr 1918 entstanden sind, während Kafka den Schloß-Roman erst 1922 niederschrieb. Klaus Wagenbach weist jedoch darauf hin, daß bereits ab dem September 1917 in Zürau die ersten »Spuren zur späteren Konzeption« des Romans entstanden sein könnten (Klaus Wagenbach, Franz Kafka – Bilder aus seinem Leben. Berlin 1994, S.207).

scheitern und an seinen Ausgangspunkt zurückkehren läßt. Das Schloß könnte das Reich des Todes sein, in das er nicht eingehen kann, weil er darum kämpft und der Kampf ein Ausdruck des Lebens ist, also muß K. erst – zum Beispiel durch einen zufälligen Sturz am Wegesrand, bei dem er sich ein Bein bricht, nicht mehr aufstehen kann, infolgedessen erkrankt und mit Lungenentzündung darniederliegt – seine Kräfte/Krämpfe entspannen, worauf ihm auf dem Totenbett alles klar wird und er als Toter (?) das Recht zum Verweilen im Dorf erhält. Interessant hierzu ist Kafkas Bemerkung, der Jäger Gracchus sei zugleich tot und lebendig, er fahre ohne Steuer, könne daher weder die begrenzte Vorstellungswelt der vielbeschäftigten Lebenden noch das Tor, das oben leuchtet, erreichen. Eine weitere Überlegung ist zumindest interessant: Gracchus kommt nach Riva, wo Kafka im September 1909 mit Max und Otto Brod war, er fragt den Bürgermeister, ob er dort bleiben soll. Der Name Gracchus ist bedenkenswert, weil er sich sicher nicht von den römischen Gracchen herleitet. Woher also dann? Laut Wilhelm Emrich<sup>17</sup> steht das Wort »Gracchus« etymologisch in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Wort »graculus« – Dohle, abgeleitet von dem Stamm »gracc«, der den Naturlaut, das Krächzen von Dohlen nachahmt. Da das tschechische Wort »kavka« ebenfalls die Dohle bezeichnet (die wir daher im Geschäftssignet von Kafkas Vater wiederfinden), ließe sich ein Bogen zu Kafkas Leben und seiner Einschätzung der Tätigkeit des Schriftstellers schlagen, der nicht nur von biographischem Interesse ist: Der Autor selbst ist demnach nicht nur jener lebende Tote aus dem Gracchus-Fragment, sondern auch K., der in seinem Kampf gegen das Schloß eben das versucht, was Kafka in seinem Kampf mit den Worten versucht, und aus denselben Gründen scheitern muß: Er ist sich im Klaren über seine »Andersartigkeit«, über den gegensätzlichen Charakter seiner Existenz zu der der anderen, aber er weiß sie nicht zu deuten; findet sich in beiden Welten nicht zurecht. Er lebt – wir hatten diesen Vergleich bereits – quasi »unter Wasser«.<sup>18</sup>

(Ehrlicherweise muß ich gestehen, daß ich diese Aspekte interessant und anregend, letztlich aber unproduktiv – oder schlicht zu universell, man müßte alle Texte Kafkas um- und zu einem einzigen großen Roman zusammenschreiben, um ihnen vollends gerecht zu werden – finde. Sie haben mich nur dazu verleitet, Kafkas Tagebücher aus der Zeit der Niederschrift des Schloß-Romans genauer zu lesen und Teile davon – wörtlich oder bearbeitet – in mein Textexperiment einzubauen.)

---

<sup>17</sup> Hier zitiert nach Hering, loc. cit., S.885.

<sup>18</sup> Zu den weitschweifigen Ausführungen in Anm.5 sei hier nur noch erwähnt, daß Manfred Lurker in seinem Wörterbuch der Symbolik (Stuttgart 1991, S.756) den Tod psychoanalytisch mit Begriffen wie »Ertrinken, (...) in einer Flüssigkeit leben« in Verbindung bringt.

## Sinn-Welt

### Die Vollendung der Vollendung

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß ich es grundsätzlich für plausibel halte, Kafka hätte »Das Schloß« nicht etwa unvollendet abgebrochen. Kafkas Bemerkung in einem Brief an Max Brod vom 11. September 1922, er habe »diese Woche (...) nicht sehr lustig verbracht, denn ich habe die Schloßgeschichte offenbar für immer liegen lassen müssen« spielt meiner Meinung nach hier nur insofern eine Rolle, als man sie auch anders deuten kann, als dies Malcolm Pasley tut.<sup>19</sup> Daß weder die Arbeit an der Schloß-Geschichte noch deren schließliche Vollendung ein freudiges Geschäft für den Autor gewesen sein kann, erklärt sich meiner Ansicht nach sowohl aus Kafkas Einstellung zum Schreiben generell als auch aus der Geschichte selbst. Daß er sie schließlich »liegen lassen« mußte, bedeutet für mich nicht, daß er sie unvollendet liegenlassen mußte.

Einige Dinge bleiben in Kafkas Text ungeklärt: Das Schicksal Amalias, Olgas, Pepis, der Herrenhofwirtin, der Gehilfen (Arturs angebliche Anklage im Schloß läßt geradezu auf Folgen warten) und vor allem Friedas läßt im ersten Moment im Leser den Ruf nach einer Fortsetzung erwachen, bei weiterem Nachdenken könnte sich diese jedoch erübrigen. So, wie sich die Geschichte zum Schluß hin entwickelt (auch in ihrer plötzlichen »Beschleunigung«) wäre eine Rückkehr zu fallengelassenen Handlungssträngen meiner Ansicht nach ermüdend und letztlich kontraproduktiv: Wozu sollte sich K. erneut auf ein Werben um Frieda einlassen, erneute Konflikte mit den Gehilfen riskieren, sich Amalias Schicksal noch einmal (von ihr selbst) erklären lassen? Rückgängig machen ließe sich möglicherweise die Ächtung der Familie des Barnabas, aber dies wäre eine Geschichte, die sich in einer »Fortsetzung« ohne die Beteiligung K.s ebenso gut erzählen ließe.

Das schließliche »Ende« von K.s Kampf konnte Kafka schon deshalb nicht selbst schildern, weil es nur über die Erfahrung eines »Abschlusses« seiner schriftstellerischen Tätigkeit erzählbar geworden wäre. Es spielt auch gar keine Rolle, denn der Roman setzt sich ohnehin fort: Das Ende, das etwa Max Brod als Kafkas Entwurf bezeugt<sup>20</sup>, ist – wenn man Brods Glauben teilt und nicht in Kafkas »Schluß«-Erzählung den unwilligen Versuch des Mißverständenen sieht, sich weiterer Erklärung zu entziehen – so banal einerseits, natürlich und selbstverständlich andererseits, daß es nicht geschrieben werden mußte, weil es der Leser sich selbst denken kann. Der Roman endet folglich, nachdem ihn der Leser zu Ende gedacht hat, die Widersprüche und Unklarheiten mußten für Kafka bestehen bleiben.

---

<sup>19</sup> In seiner Nachbemerkung zur Ausgabe des Schloßromans nach der »Kritischen Ausgabe« (Frankfurt/Main 1994, S.385) zieht Pasley aus diesem Zitat (das ich nach Pasley zitiere) den Schluß: »Wie alle seine früheren Romanversuche ist also auch dieser letzte und umfangreichste Fragment geblieben.« Ich finde diese Ansicht, auch vor allem was den »Proceß« angeht, verfehlt.

<sup>20</sup> In seiner bereits erwähnten Nachbemerkung (loc. cit., S.313) schreibt Brod, Kafka habe ihm folgendes Ende der Geschichte erzählt: »Der angebliche Landvermesser erhält wenigstens teilweise Genugtuung. Er läßt in seinem Kampfe nicht nach, stirbt aber vor Entkräftung. Um sein Sterbebett versammelt sich die Gemeinde, und vom Schloß langt eben die Entscheidung herab, daß zwar ein Rechtsanspruch K.s, im Dorfe zu wohnen, nicht bestand – daß man ihm aber doch mit Rücksicht auf gewisse Nebenumstände gestatte, hier zu leben und zu arbeiten.«

## Die Namen der Toten

Geht man von der Hypothese aus, K. sei tot und sich über seinen Zustand im Klaren, legt man weiterhin der Fortschreibung des Romans die Gracchus-Fragmente zu Grunde, ergibt sich eine Fülle interessanter Sinnaspekte, abgesehen von der reizvollen Möglichkeit, K. so als eindeutiges Spiegelbild Franz Kafkas identifizieren zu können. Daß Franz Kafka die Bedeutung seines Namens kannte, wissen wir, da er sich mehrfach selbst als »Dohle« bezeichnete.<sup>21</sup>

Die crux jeder biographischen Interpretation ist, daß sie letztlich nur zu dem Schluß führt, der Autor habe sein Werk selbst verfaßt. Die Einführung des Jägers Gracchus als ruhelosem Wanderer zwischen Diesseits und Jenseits kann jedoch Grundlage weiterer Überlegung sein. Sein ersehntes Ziel, das Schloß, wäre dann – wie erwähnt – das Reich der (wirklich) Toten, dessen unmittelbare Nähe das Verhalten der Dorfbewohner erklärt: Auf die Gegenwart des Todes reagiert der Mensch seit Urzeiten mit einem starren Entsetzen, das sich aus der notwendigerweise fehlenden Erfahrung im Umgang mit etwas, was im *Diesseits* nicht erfahrbar ist, erklärt und ihn zwingt, sich strenger Rituale zu bedienen, die ein geordnetes Leben ermöglichen, wo ein intuitiv konstruktives Handeln nicht möglich ist. Die Wirksamkeit solcher Rituale beruht auf ihrer Selbstverständlichkeit in einer sozialen Struktur. In diese Struktur bricht K. unvermittelt ein, schickt sich sofort an, Rituale (etwa die quasireligiöse Übereinkunft über die grundsätzliche Möglichkeit einer Kommunikation mit dem Schloß) zu hinterfragen (zu *vermessen*) und ihren realen Gehalt zu ergründen. Dabei stößt er auf eine Verwirrung, die teilweise gewollt ist: Daß sich Schwarzer nicht als Sohn *des* Schloßkastellans erweist, ist notwendig, weil K., wäre diese Behauptung richtig, der Entschleierung des Rituals gefährlich nahekommen würde. Er muß, damit dieses weiterhin funktionieren kann, den Eindruck erhalten, hinter jeder Wahrheit über das Schloß verberge sich ein weiteres Rätsel, dessen Lösung die bereits bekannte Wahrheit klein und nebensächlich erscheinen läßt.

K. ist also für das Funktionieren des Lebens der Dorfbewohner eine reale Gefahr, was deren verwirrende Reaktion aber nur teilweise erklärt. Geht man weiterhin davon aus, daß zumindest einige der Dorfbewohner wenigstens ahnen, daß K. *keiner der ihren*, kein Lebender, ist, erklärt sich, warum er nicht einfach fortgejagt wird: Tote unterstehen tatsächlich der Macht des Totenreiches, sind für Lebende, die über ihr Schicksal keine Gewalt haben, gewissermaßen unantastbar, müssen also geduldet werden, soweit man sich dem Umgang mit ihnen nicht entziehen kann.

Interessant ist in diesem Zusammenhang der von Schwarzer genannte Name des Schloßgrafen, der nur einmal, zu Beginn des Romans, erwähnt wird: »Westwest« mag ein bloßes Klangspiel sein, ich neige dazu, dem Namen eine Bedeutung (zumindest spielerisch) beizumessen. Im frühen Christentum war der Westen als Himmelsrichtung des Sonnenuntergangs Symbol für Tod und Dunkelheit, das keltische Avalon, das Reich der Toten, lag ebenso im Westen wie das jenseitige Paradies des japanischen Buddhismus, im antiken Ägypten bezeichnete man Tote als »Westliche«.<sup>22</sup> Es ist also durchaus legitim, das Schloß als jenes *Jenseits* zu verstehen, wohin K. verzweifelt zu gelangen sucht.

---

<sup>21</sup> Vgl. Hering, loc. cit., S.885

<sup>22</sup> Vgl. Manfred Lurker, Wörterbuch der Symbolik. Stuttgart 1991, S.310.

Einlaß ins Schloß zu erlangen, bleibt K. jedoch aus einem sehr einfachen Grund verwehrt<sup>23</sup>: Ins Reich der Toten kann nur eingehen, wer *wirklich* tot ist. K., der das Land der Lebenden verlassen hat, kann das Schloß nicht erreichen, ohne darum zu kämpfen. Wer aber kämpft, ist offensichtlich nicht tot, jeder Zug, der ihn dem Schloß näherbringt, entfernt ihn unweigerlich davon. Sieht man einmal vom Tod und den Toten ab, läßt sich eine relativ allgemeine Lehre aus K.s sinnlosem Streben ziehen: Wer unbedingt etwas zu erreichen sucht, beraubt sich damit der Möglichkeit, es zu erreichen. Das Bewußtsein der Sinnlosigkeit eigenen Strebens mündet in Verzweiflung, die zu neuen fruchtlosen Versuchen antreibt. Die Fixierung auf das Ziel macht außerdem blind für die Möglichkeiten des Weges, K. schließt sich durch die Ausschließlichkeit seiner Bemühungen selbst aus der Dorfgemeinschaft aus, was am deutlichsten wird an seinen Versuchen, Dorfbewohner für sich zu instrumentalisieren.

Die beiden Gehilfen könnte man in dieser Interpretation als Verkörperungen des Merkur verstehen, als Götterboten, die die Aufgabe haben mögen, K. ins Reich der Toten zu geleiten, die aber zugleich als täuschende Kobolde auftreten, deren wahre Rolle für K. nicht durchsichtig wird, nicht werden kann, weil er ja weder zu den Lebenden noch zu den Toten gehört.<sup>24</sup>

### Die Zeit des Lebens

Ein wichtiges, wenn nicht *das* Thema des Romans – möglicherweise ohne daß Kafka sich darüber selbst im Klaren war – ist die Ausweglosigkeit menschlicher Zeiterfahrung, die die Welterfahrung bestimmt. Sehr bezeichnend ist in diesem Zusammenhang übrigens die marxistische Kritik an Kafka: Man wirft Kafka, wie Georg Lukács das tut<sup>25</sup>, seinen Umgang mit der *Angst* vor, fordert vergeblich das Aufscheinen von Lösungen am Horizont, Lösungen, wie sie die marxistische Weltdeutung nach dem Zweiten Weltkrieg liefern zu können glaubte. Kafkas Beschreibung der Welt als Ort der Furcht mußte hemmend wirken auf dem Weg in eine Zukunft, die man angstfrei – weil frei von den Angst erzeugenden sozialen Strukturen des inneren Imperialismus – plante, aus dem einfachen Grund, weil die Ursachen der Angst in Kafkas Werken nicht einfach mit eben diesen sozialen Strukturen erklärt werden konnten. »Es fragt sich bloß: soll dabei stehengeblieben werden?« fragt Lukács rhetorisch.

Natürlich kann dabei nicht stehengeblieben werden, und natürlich muß man immer wieder darauf zurückkommen: Kafkas Angst hat Wurzeln, die weiter zurück reichen als jene Gegebenheiten, die man Kapitalismus nennt und damit zum durchdachten System adelt. Kafkas Angst (nota bene: die Angst, die er erzeugt!) rührt von jenem Urwiderspruch her, den der Mensch in die Welt brachte, als er begann, die

---

<sup>23</sup> Der folgende Gedankengang entspringt weitgehend Maurice Blanchots Essay ›Die Literatur und das Recht auf den Tod‹ (in: ders., Von Kafka zu Kafka. deutsch: Frankfurt/M 1993), den ich teilweise für sehr erhellend, an anderen Stellen wieder für zu verspielt halte, um als gültige Sekundärliteratur (und nicht als eigenes literarisches Werk) zu gelten, was jedoch teilweise auch eine Folge der Übertragung aus dem Französischen sein kann. Ich beziehe mich auf einen gänzlich aus dem Zusammenhang gerissenen Satz Blanchots, von dem ich daher hoffe, ihn nicht zu falsch auszulegen.

<sup>24</sup> Zur symbolischen Deutung des Merkur vgl. Lurker, loc. cit., S.474 f.

<sup>25</sup> Georg Lukács, Wider den mißverstandenen Realismus. Hamburg 1958, S.83 ff.

Zeit linear zu ordnen<sup>26</sup>: Der Tod verlor damit seine natürliche Rolle im menschlichen Lebensablauf, wurde zum Gegenteil, zum *Ziel* des Lebens. Bis dahin war ein Vergehen der Zeit nicht im heutigen Sinne spürbar: Natürliche Vorgänge wiederholten sich zyklisch, Jahre hatten keinen Namen und keine Zahl. Die Zählung der Jahre nach fortlaufendem System mußte dazu führen, daß weit vergangene Jahre plötzlich in der Jetztzeit *gegenwärtig* sein konnten, die bis dahin unübersehbare (weil nur für den einzelnen Menschen erfahrbare) Spanne eines Lebens konnte nun gemessen und überblickt werden, was die Frage nach Sinn und Ziel aufwerfen mußte. Der Mensch erzog sich dazu, jede seiner Handlungen auf einen Zweck auszurichten, der möglicherweise weit in der Zukunft liegen konnte. In der Zukunft aber liegt Nichts, nichts als der Tod. Die Erfahrung der *Unumkehrbarkeit* und Ewigkeit des Todes war Anlaß, die Toten aus dem diesseitigen Leben, an dem sie in praktisch allen Kulturen nach dem Tod weiter teilgenommen hatten, in ein *Jenseits* zu entfernen, das außerhalb jeder Erfahrung *in der Zukunft* liegt. Das Bewußtsein eines Lebens, dessen Ende nicht der Anfang ist, das beginnt und im Nichts endet, ist der Urgrund menschlicher Ängste, weil aus diesem Bewußtsein das Wissen um die letztliche Sinnlosigkeit des Lebens entspringt.

Daß Kafka dieses Bewußtsein und die Ängste, die es zeugt, in Bilder wandelt, die nicht erklärt, sondern nur *erfahren* werden können (weil ihre Erklärung außerhalb menschlicher Dimensionen liegt), erklärt die irrationale Ablehnung seiner Werke durch die marxistische Kritik: Das Leben *muß* sinnvoll sein, damit es Sinn hat, daran zu arbeiten.

Das Geheimnis des Lebens, wie es aus dem Schloß-Roman<sup>27</sup> erfahrbar wird, liegt vorläufig in dem Dilemma zweier noch nicht formulierter Extreme, (die allerdings durch die Formulierung nicht wesentlich erträglicher werden) zwischen denen sich K. befindet: Hier Knut Hamsuns moderner Nihilist, der den Zauberkasten (den er selbst geschaffen hat – sein einziges Werk) durch Zufall öffnet, für den also im Grunde egal ist, was darin ist<sup>28</sup>; dort Camus' »Fremder«, der aufgeht in der unbewußt ausgelösten Bestimmtheit seines Schicksals und daraus die Kraft gewinnt, es zu ertragen.<sup>29</sup> K. schwebt zwischen beidem: ein Suchender, der die extremen Möglichkeiten nicht als Orientierung für einen *Weg* empfinden kann, weil sie *noch nicht formuliert* sind. Was ihn treibt, sind Erscheinungen ohne Maß, die eben deshalb erscheinen müssen wie Traumbilder: weil der reale Anhaltspunkt, an dem sie gemessen werden können, jenseits seiner Sicht, jenseits seines Lebens liegt.

Es geht also schließlich darum, jene Dinge zu beherrschen, die abseits des wachen Lebens in einem unergründlichen Abgrund lauern: die angstvollen Träume über die andere Welt *innen*, das Wissen um die *Aussichtslosigkeit* des eigenen Daseins in einer nach vorne laufenden Zeit, das Leiden an einer Welt, in die man nicht gehört, in der man nur für eine kurze Weile geduldet ist, ohne sich Platz schaffen zu können, die man nicht versteht, nicht durchschaut, und deren furchterregende Tiefe jenseits der

---

<sup>26</sup> Vgl. zum Folgenden: Günter Dux, Die Zeit in der Geschichte. Ihre Entwicklungslogik vom Mythos zur Weltzeit. Frankfurt/M 1989 sowie Norbert Elias, Über die Zeit. Frankfurt/M 1984.

<sup>27</sup> Ich bitte zu beachten, daß all diese meditativen Interpretationsversuche sich im Grunde lediglich auf den Roman mit meinem Schluß beziehen. Allein auf Kafkas Schloß-Fragment angewandt, mögen sie zweifelhaft, verstiegen oder nichtig erscheinen bzw. durchaus sein. Was natürlich wiederum auch für meinen Schluß gilt.

<sup>28</sup> Knut Hamsun, Der Ring schließt sich. deutsch: München o.J. (Paul List Verlag)

<sup>29</sup> Albert Camus, Der Fremde. deutsch: Düsseldorf 1957; vgl. auch Hermann Wein, Zur Rechtfertigung des Nihilismus, in: Merkur 187. Köln/Berlin 1963;

Grenze des Schlags darauf wartet, den für immer zu verschlingen, der nicht rastlos sich selbst betrachtet, sich beherrscht und von einem Schritt aus dem eigenen Kreis zurückhält. So führt die Interpretation vom Roman über Franz Kafkas Biographie wieder auf den Roman und seinen Leser zurück: Wie niemandem sonst gelingt es Kafka, seine Worte soweit von einer allgemein gültigen Auslegung zu entfernen, diese nutzlos zu machen, daß schließlich jeder einzelne Leser sein eigener Interpret wird, der eine Erfahrung macht, die er nicht vermitteln kann, selbst eintaucht in die Isolation der in der Geschichte gefangenen Figuren, sich in deren Handeln spiegelt. Hier kann er aus dem Kreis treten, den Horizont überschreiten. Was vielleicht die Faszination Franz Kafkas ausmacht.

## Parergarium

Bitte nicht mehr schreiben.  
*Kafka an Milena*

»Kritik im schöpferischen Sinne verstanden ist Ausscheidung des Zufalls.«<sup>30</sup> Die Bedingtheit, die im Hinblick auf die Idee notwendig ist, zu erreichen, um Zufälle auszuschießen, ist vielleicht jene abschließende Stufe der Kritik am eigenen Werk, an der Kafka in vielen Fällen gescheitert ist<sup>31</sup>, sich selbst zumindest als gescheitert betrachtete und daher die Werke einem ihm unbekanntem – seiner zusätzlichen Interpretation nicht zugänglichen – Leser verwehren wollte. Tatsächlich erscheint vieles in Kafkas Geschichten zufällig oder nur scheinbar zwangsläufig, wird vieles vom fehlenden Schluß (oder eben dessen Zufälligkeit, Banalität oder von Anfang an erkennbarem Zwangsläufigkeit) in ein Licht der Unbestimmtheit, der fehlenden Planmäßigkeit gestellt.

Hat er wirklich nur drauflos geschrieben, die Geschichte *sich selbst erfinden* lassen? Der Schluß ist voreilig, denn die Geschichte, um die es Kafka geht – es ist in letzter Konsequenz nur eine Geschichte – ist eine Geschichte, die zu beenden hieße, das eigene Leben zu beenden. Es ist das *pure* Schicksal, das Ende also auch einer Abgeschlossenheit, wo diese die Möglichkeit des Überblickens vortäuschen soll. Kafkas Geschichte verwandelt sich – spätestens in der Erinnerung des Lesers – in etwas, das nicht beendet werden kann, weil ein vollständiges Übersehen hieße, alles zu beenden, auch das Lesen.

(Zehn Sätze aus der Erfahrung der vierten Seminarsitzung am 17. Dezember 1994)

Daß also Lesen ein Komplex von Vorgängen ist, die sich andeuten lassen mit Denken, Fragen, Wiedererkennen, (Verstehen?).

Daß also nicht die Frage ist, ob man Freud über Kafka verstehen kann oder Kafka über Freud.

Daß also überhaupt die Frage ist, ob man irgend etwas nur über irgend etwas verstehen und erklären (klar machen) kann.

Daß also Verstehen Wiedererkennen ist, daß also etwas bereits erkannt sein muß.

Daß also Nachdenken Nachfragen heißt, ohne die Fragen zu kennen. Die Antworten vielleicht die wiedererkannten Bilder sind.

Daß also Denken, glaubt man den Hirnforschern, heißt, die Komplexität, die Entropie des Erkannten zu erhöhen.

Daß also Verstehen Vernetzen heißt: Aus vorhandenen »Zutaten« Neues »anrühren«, das wiederum eine Zutat für wieder Neues wird.

Daß also alles Neue neue Türen zu Vorhandenem öffnet, es damit erweitert und neue Möglichkeiten der Vernetzung zeugt.

---

<sup>30</sup> vgl. Horst, Karl August: Versuch über den progressiven Charakter der europäischen Literatur, in: Merkur, Heft 148, Stuttgart 1960, S.533.

<sup>31</sup> Man mag dies so sehen. Ich bin anderer Ansicht, möchte darüber jedoch weder streiten, noch kann ich meine Ansicht so deutlich und hinreichend belegen, daß ich anderem Glauben die Grundlage entziehen könnte.

Daß also der Widerspruch darin besteht, Wiedererkanntes zu einem passenden Gesamten vernetzen zu müssen, was an der Vielzahl der Bilder und ihrer unbewußten Konnotationen (die sich mitvernetzen) zum Problem der Erkenntnis wird.

Daß also alles aus allem erklärt werden muß, i.e. aus allem, was man weiß, was bereits vernetzt, vielleicht aber nicht bewußt ist.

Der Versuchung widerstehen, die Geschichte in die Hand zu nehmen, sie zu behandeln, anstatt sich von der Geschichte handeln zu lassen. Nicht zum Erzähler werden, weil sich der nicht festmachen läßt. Treiben.

Kafka-Interpretationen nicht lesen, wenn sie nicht selbst Literatur sind. Oder der Versuchung nachgeben, andere wegzulegen, wenn der erste Impuls dazu sich einstellt und ein kurzes Blättern nichts zeigt, was den Blick, den Gedanken hält. Denn: Es gibt nichts zu verstehen, nur zu erleben. Oder gerade das Gegenteil tun.

Laut lesen und flüsternd lesen: Was für ein Unterschied! Ein Zeichen dafür, daß der Interpret bei sich bleiben muß, *unter sich*, nicht nach außen treten kann mit seiner Interpretation, ohne ein neues Werk zu schaffen oder zu scheitern. Das Schloß laut im Dunkeln zu lesen (mit Restlicht – Kerze), der Jäger Gracchus flüsternd, der Verschollene laut, braucht Licht, Josefine die Sängerin ganz eigenartig, vielleicht doch nur lesen, wie einen Brief. Oder in weißem Licht ohne Gegenstände?

Warum sehe ich in der Anfangsszene (auf der Brücke), so oft ich sie lese, K. immer von links ins Bild kommen?

Adorno: »Jeder Satz spricht: deute mich, und keiner will es erdulden.«<sup>32</sup>

Wieviel von Kafkas Unzufriedenheit mit dem eigenen Werk damit zusammenhängt, daß ihm im Schulunterricht (den Maximen der Zeit entsprechend) Dichtung als identisch mit Lyrik vermittelt wurde, daß (dem vorherrschenden naturalistischen Ideal folgend) »Prosa« nur als »klare und deutliche Darstellung eines Gegenstandes oder Ereignisses nach seinen Merkmalen oder Theilen« verstanden und akzeptiert, Roman und Novelle dagegen so kurz wie möglich abgetan und damit indirekt verworfen wurden.<sup>33</sup>

Die Bedeutung der pantomimischen Handlungen der beiden Gehilfen, im Zusammenhang vielleicht mit »stummer« Sprache als Ausdruck des Nichtsagbaren, auch als Hinweis auf den Stummfilm, auf die Rolle des hilflos-traurigen Clowns (wie sie etwa der 1923 geborene Marcel Marceau perfektionierte), gewagter der Ansatz, mit dem Wissen um das Verbot der Pantomime durch das Christentum (unter Justinian 526 n.Chr.)<sup>34</sup> einen Hinweis auf gewollt »ketzerische« (aber eben nicht *laute*) Äußerungen der Gehilfen gegen das sie umgebende soziale System, das dann als eine Art quasireligiöser (Glaubens)gemeinschaft gesehen werden kann. Aber was will die Pantomime dann, bzw. wozu will sie K. bringen?

---

<sup>32</sup> Theodor W. Adorno, Aufzeichnungen über Kafka, in: Prismen. Frankfurt/M 1955, S.304;

<sup>33</sup> Vgl Gerhard F. Herings Rezension von Klaus Wagenbachs »Franz Kafka. Eine Biographie seiner Jugend 1883 – 1912« (Bern 1958), in: Hering, loc. cit., hier S. 688.

<sup>34</sup> Vgl. J. R. Broadbent, A History of Pantomime. London 1901.

Wichtiger aber: Die Gehilfen hat Kafka selbst gesehen, in einer Aufführung von Joseph Latteiners »Meschumed«, die er in einem Tagebucheintrag am 5. Oktober 1911 beschreibt.<sup>35</sup> Da sind sie »Gemeindediener, Angestellte des Tempels(!), bekannte Faulenzer, mit denen sich die Gemeinde abgefunden hat, irgendwie aus religiösen Gründen bevorzugte Schnorrer, Leute, die infolge ihrer abgesonderten Stellung gerade ganz nahe am Mittelpunkt des Gemeindelebens sind, (...) die Verhältnisse aller Gemeindemitglieder genau durchschauen aber infolge ihrer Beziehungslosigkeit zum Berufsleben nichts mit diesen Kenntnissen anzufangen wissen. (...) Sie scheinen sich aus jedem einen Narren zu machen (...).« Deutlich erwähnt Kafka im Folgenden das pantomimische Spiel der »2 im Kaftan«, das »einem ernstern Stück (...) eigentlich viel Sorge machen« müßte.

Die »Patrouillen ins Urväterland der Juden« in Kafkas Werk und Briefen<sup>36</sup> als zentrales Motiv des Romans? K. als Heimkehrer in ein fremdes Land, bzw. ein Land, das ihm, anfangs scheinbar vertraut, zusehends fremder wird?

Die Rolle der Geräusche: das seltsame Stimmengewirr im Telefon<sup>37</sup>, das so klingt, wie die Summe menschlichen Sprechens einem *Ohr im Weltraum* klingen könnte, also komprimiert, zugleich unerreichbar weit entfernt. Dagegen das »Dröhnen« im Prozeß-Fragment<sup>38</sup>, das gegenteilig wirkt: Als wäre man selbst mitsamt einer komprimierten *Un-Welt* einer größeren Stimme (Stimme aus dem Größeren?), vielleicht nicht so sehr von oben als von *außen*, ausgeliefert.

Der Berg als Verbindung von Himmel und Erde<sup>39</sup>: ein Irrweg? Aber: Der Berg als Grabstätte! Und die Rolle von Vögeln und Kriechtieren. Wiederum aber: Kafka hat Lurker nicht gelesen.

Im Leben Kafkas die Anhaltspunkte für einen Übergang vom Erleiden zum Gestalten, mindestens als Flucht aus dem Erlittenen. In K.s Geschichte der umgekehrte Weg: Seine Versuche, das eigene Schicksal zu gestalten, scheitern an ihrer Unzulänglichkeit (die vielleicht schon im grundsätzlichen *Charakter* seines Schicksals begründet ist) und münden ins Erleiden.

Die Sublimation der durch Kafkas »übermenschliche Macht der Beherrschung«, von der Klopstock spricht<sup>40</sup>, zurückgedrängten Leiden zu »neuem«, *krankheitsinfiziertem* Leben in den Geschichten, in einer Welt aus *absolutem* Schmerz die langsame Vernichtung von Hoffnung im Diesseits, würde erlauben, daß man den Weg K.s durch die Geschichte als weniger inszeniert denn tatsächlich *erlebt* sehen könnte. Was eine weitergehende Deutung von Kafkas Arbeit nicht als Schreiben im Sinne der Erzählung einer zuvor (oder währenddessen) erfundenen Geschichte, sondern als *Kampf um deren Weitergang* erlaubte.

---

<sup>35</sup> TI 48 f.

<sup>36</sup> Vgl. Hering, loc. cit., S.584.

<sup>37</sup> S 24 f.

<sup>38</sup> E 13

<sup>39</sup> Vgl. Lurker, loc. cit., S.86 f.

<sup>40</sup> zitiert nach: Hering, loc. cit., S.585;

In geradezu frappierendem Gegensatz dazu der explodierende Humor, den man etwa in einem Brief an Max Brod aus dem Sommer 1909 findet, in dem Kafka sein mögliches Nichterscheinen bei einer Verabredung mit Freunden im Voraus begründet: »Denn was ich zu tun habe! In meinen vier Bezirkshauptmannschaften fallen – von meinen übrigen Arbeiten abgesehen – wie betrunken die Leute von den Gerüsten herunter, in die Maschinen hinein, alle Balken kippen um, alle Böschungen lockern sich, alle Leitern rutschen aus, was man hinauf gibt, das stürzt hinunter, was man herunter gibt, darüber stürzt man selbst: Und man bekommt Kopfschmerzen von diesen jungen Mädchen in den Porzellanfabriken, die unaufhörlich mit Türmen von Geschirr sich auf die Treppe werfen.«<sup>41</sup>

Eine Beschreibung, die weniger an den im Zusammenhang mit Kafkas Witz oft bemühten Chaplin<sup>42</sup> erinnert als an jene Katastrophen-Slapsticks, für die Stan Laurel und Oliver Hardy berühmt wurden. In jedem Fall: purer, *schwarzweißer* Slapstick, dessen Wirkung die zynischen Züge der Beschreibung noch verstärken.

Wirkt Kafkas Witz so grotesk, weil aufgrund der textlichen Umgebung (etwa im »Schloß«) Lachen eigentlich streng verboten ist?

#### Das Dorf: die *finale* Gesellschaft

Vielleicht kann – darf – man das »Schloß« nicht fertig schreiben, ist der Ausschluß eines Endes schon im Ansatz festgelegt. Oder vielleicht fertig schreiben, aber nicht *enden* lassen? Daraus würde folgen, daß auch die Arbeit über den Roman nicht enden kann, wenn sie reflektieren soll, wovon sie handelt.

Oder findet der Roman kein Ende, weil die eigentliche Geschichte im Erzählten letztlich gar nicht beginnt? Das Schloß selbst kommt nicht vor. K. ist keine handelnde Person, er reflektiert, kommentiert und kompliziert eine Handlung, die angeblich mit ihm zu tun hat, doch nur immer wieder auf sich selbst verweist und eigentlich im Roman *auch nicht erzählt wird*. Vielleicht gar keine Geschichte ist, erst eine werden könnte, wenn sie zu K.s Geschichte würde, begänne mit dem Betreten des Schlosses. Aber K. weigert sich beharrlich, sich zu formulieren, seinen Weg festzulegen, diese Undefiniertheit ist nicht nur Fehlen von Geschichte, sondern im Beharren auch das Ende allen Lebens. Ein Widersinn, dem Kafka durch das Erzählen zu entkommen sucht, was nicht gelingen kann, daher kein Ende usf.

Vielleicht daher die Ablehnung einer Veröffentlichung: Daß alles Suchen nur zu der Entdeckung führt, daß nichts zu finden ist als Leere und Beginnlosigkeit, muß entmutigen, den Versuch des Schreibens vergeblich erscheinen lassen, das Lesen bzw. Lesenlassen noch mehr. Bleibt zu klären, wieso Verwandlung und Urteil veröffentlicht wurden, begnügt man sich nicht mit der Einschränkung, daß beider Schlüsse Kafka zu Zeiten anwiderten sowie mit der Erklärung aus Kafkas Zerrissenheit zwischen Anflügen von zwanghafter Sucht, *herauszutreten* aus der Isolation in sich selbst, die den Akt des Schreibens zum ersten Schritt nach außen, zur Erhebung der eigenen Person, werden ließen (wie auch Briefe, heftige Annäherungen

---

<sup>41</sup> Br 73

<sup>42</sup> Dessen erster Film »Making A Living« wurde erst viereinhalb Jahre später, am 2. Februar 1914, uraufgeführt, vgl. David Robinson, Chaplin – Sein Leben, Seine Kunst. deutsch: Zürich 1989, u.a. S.761.

an Frauen, laute Albernheiten) und der ernsthaften Erkenntnis, daß ihm auf diesen Wegen nicht zu helfen ist, weil seine Eitelkeit andere und ihn selbst<sup>43</sup> blendet, eine andere Verwendung der dafür benutzten Techniken<sup>44</sup> (etwa, sich selbst zu finden oder zu befördern) aber nicht möglich ist, scheitert.

Es wird nichts erzählt. Es geschieht.

Alfred Kubin: »Der Rhythmus der Linie kommt aus dem Unbewußten und geht wieder in das Unbewußte über.«<sup>45</sup>

Zum »Urteil«: Die nicht meßbar (jenseits einer Meßbarkeit?) zunehmende Größe entfernter Instanzen erinnert an Michael Endes »Scheinriesen«.<sup>46</sup>

Noch dazu: Kein Zufall ist der Name des Malers: »Titorello« erinnert zu sehr an Tintoretto, den Lurker als »mit den Mysterien des Christentums ringenden Heiden« versteht, »der das Natürliche mit dem Übernatürlichen, das Weltliche mit dem Geistlichen, die antike mit der christlichen Welt, der Olymp mit Hades, Paradies mit Hölle verbindet«<sup>47</sup>. Was sich daraus ergibt? Vielleicht nicht mehr als die Gewißheit, daß es bei Kafka trotz möglicherweise fehlendem Meisterplan keine Zufälligkeiten gibt. Und daß Titorello Bürgel ähnelt, dieser...

Jones' Urteil-Film: Van Gogh darstellen, indem man die Landschaften photographiert, die er gemalt hat? Jones übersieht die Tiefe der Bilder, banalisiert sie durch Genauigkeit, auch mit der Musik, weil er nicht versteht, daß die *Art*, wie sie erzeugt oder beschrieben werden, wichtiger ist als ihr gegenständlicher Gehalt.

Lehre: Kafka führt mit der Beschreibung von Gegenständen und gegenständlichen Details (die auch eine *zeitliche* Funktion haben, indem sie den Raum der Handlung dehnen) den Leser in die traumartige Umgebung der Geschichte ein, den filmischen Interpreten aber an der Geschichte vorbei.

Die crux jeder »Urteil«- (oder Kafka-)Verfilmung: daß die Personen plötzlich Gesichter haben. Und die Bilder nicht wiederzuerkennen, *anders* sind: Sogar die Schnapsflasche, aus der sich K. zu Beginn einschenkt, ist schwarz. Daher nur als einziger gelungen: »Barton Fink«, ein Film, der mit Kafka gar nichts zu tun hat und doch aussieht wie die Verfilmung von Kafkas *Gedanken*.

---

<sup>43</sup> Man denke an Kafkas Bemerkungen über die äußere Gestaltung seiner Buchausgaben, die sich nicht immer mit der Sorge um inhaltliche Stimmigkeit (etwa die Auswahl und Abfolge der Texte) erklären lassen, etwa F 298, 374, 646, Br 117, 134, 148 f.

<sup>44</sup> Daß es sich hierbei tatsächlich um Techniken handelt, bestätigt Kafka z.B. Milena gegenüber mit der Erwähnung seiner »advokatorischen Kniffe« (M 61) im »Brief an den Vater«, der ein »Advokatenbrief« (M 61) und »zu sehr auf sein Ziel hin konstruiert« (M 55) sei.

<sup>45</sup> Zitiert nach: Walter Koschatzky, *Die Kunst der Zeichnung*. Salzburg 1977, S.269

<sup>46</sup> In Michael Endes Kindergeschichte von »Jim Knopf und Lukas dem Lokomotivführer« tritt ein solcher Riese auf, der sich bei zunehmender Näherung an den Beobachter automatisch verkleinert. Den Vergrößerungseffekt erklärt er selbst damit, es sei bei ihm mit der scheinbaren Größenveränderung durch Entfernung wie bei allen Menschen, nur eben umgekehrt. Vgl. Michael Ende, *Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer*. Stuttgart 1960, S.132 f.

<sup>47</sup> Vgl. Lurker, loc. cit., S.755.

Ich lese vom Plan der »Frankfurter Kafka-Ausgabe« des Stroemfeld-Verlags<sup>48</sup>: Nicht »philologisch« soll sie sein, sondern das schlichte Abbild des Geschriebenen als Faksimile. Die Frage ist nicht nur, ob Berufe wie der des Lektors, des Verlegers, in letzter Konsequenz des Schriftstellers, damit über kurz oder lang (das Arbeitspensum läßt eine längere Frist erwarten) sinnlos i.e. überflüssig werden, nicht nur, ob, indem *jeder* Federstrich eines Autors in einem unschiffbaren Datenmeer (auf CD-ROM?) prinzipiell »lesbar« gemacht, damit auch das klassische »Lesen« verhindert wird (oder dem Einzelnen so vollständig überlassen, als müßte der Weintrinker sich die Trauben erst pflücken), sondern auch, ob es nicht konsequenter wäre, gleich Kafkas Gehirn in Scheiben zu schneiden und die Ergebnisse einer elektroenzephalographischen Untersuchung zu veröffentlichen. Oder: Was ist eigentlich ein Buch? Und was ist diese vielzitierte »Philosophie des Punkts«, die Kafka vertreten hat? Ein feuilletonistischer running gag? Ändern sich Geschichten so sehr, wenn ein Punkt fehlt? Irgendwie ist man doch gespannt, man ahnt, daß Kafka vielleicht der einzige Autor ist, bei dem eine genauere Beschäftigung zum Beispiel mit Eigenheiten der *Schrift* auch noch Aufschlüsse über den Inhalt der Texte liefern könnte.

Andere Autoren über Kafka<sup>49</sup>: *Arno Schmidt* schreibt, Kafka sei »halt »ein Dichter« gewesen, habe also »zur überwältigenden Mehrheit jener Autoren (gehört), die beim Schreiben nur ganz wenig denken; ja, mehr noch: die im *tieftsten* Grunde das *Denken* *hassen*.«<sup>50</sup>

Arno Schmidt war eben ein Dichter, der sich nicht als solcher empfinden wollte, der jedenfalls sehr viel dachte, beim Schreiben aber versuchte, nur ganz wenig zu dichten (man kennt sein Verhältnis zur deutschen Syntax und zur Grimmschen Rechtschreibung), ja, mehr noch, im tiefsten Grunde das Dichten haßte, weil es eine Welt im Leser erstehen läßt, die nicht unbedingt an Ort, Zeit und Personen des Beschriebenen gebunden ist, die im Gegenteil vielleicht utopisch, nur im eigenen Fühlen und Erinnern des Lesers enthalten ist oder dort nur erstehen kann, sich vom Autor und seiner Welt löst und – vielleicht – zeitlos sein kann. Arno Schmidts Bemerkung zu Kafka sagt also wieder einmal nur etwas über das, wovon er am liebsten erzählte, und was er haargenau und unverfälscht in den Leser übertragen sehen wollte: sich selbst.

Dagegen wirkt *Herbert Achternbuschs* Bemerkung wie meist auf den ersten Blick irr und unverständlich: »In Kafka finde ich so eine sonntägliche Aufgeregtheit des Bürgers vor dem Essen. Nein, er ist nur immer gutgelaunt, wenn er schreibt.«<sup>51</sup>

Was Achternbusch wohl gelesen hat? Man muß ihn übersetzen: Gut gelaunt ist nämlich Herbert Achternbusch nur immer dann, wenn er etwas tun kann, was er als Schaffen empfindet, als nicht an konventionelle Produktionsprozesse gebundenes Schaffen von Gegenständen, Bildern, Filmen, Texten. Wenn er also das sein kann, was er für sich selbst hält. Und da hat er nicht unrecht: Kafkas Briefe beweisen mehr noch als seine Tagebücher, daß er sich verzweifelt danach sehnte, ein Franz Kafka zu sein, der er im »normalen« Leben, – beruflich, sozial – nicht sein *durfte*. Wenn man also Achternbuschs »gut gelaunt« etwas freier versteht als »existentiell echt«, so war Kafka dies tatsächlich nur in seinen Texten während deren Entstehung, was vielleicht erklärt, weshalb er sie größtenteils so selbstquälerisch haßte, wenn sie fertig waren oder es zu werden drohten. Die »sonntägliche Aufgeregtheit des Bürgers vor dem Essen« ergibt einen Sinn, wenn man sie auf das Klischee bürgerlichen familiären Lebens um die Jahrhundertwende überträgt, das Achternbusch vielleicht im Sinn

---

<sup>48</sup> Vgl. u.a. Die Zeit vom 30. Dezember 1994, S.42; Süddeutsche Zeitung vom 4. Januar 1995, S.11; Die Woche vom 6. Januar 1995, S.23;

<sup>49</sup> Die Auswahl der folgenden Stimmen und Zitate über Kafka ist wiederum rein zufällig, was – wie die folgenden Fußnoten zeigen werden – eigentlich nicht stimmt, eine Wertung über Wichtigkeit, Richtigkeit oder gar eine Reihenfolge der Bedeutung ist jedoch in keinem Fall gemeint.

<sup>50</sup> zitiert nach: Dichter beschimpfen Dichter. Ein Alphabet harter Urteile. Zusammengesucht von Jörg Drews & Co. Zürich 1990, S.70. Kursivierungen wie dort.

<sup>51</sup> zitiert nach: Dichter beschimpfen Dichter, loc. cit., S.70.

hat: Da gibt es vor dem zeremoniellen Ablauf des Mahls nichts mehr weiter zu tun, als im Zimmer auf und ab zu gehen, in einer Zeitung zu blättern, zu rauchen, aus dem Fenster zu sehen, ohne dabei aus der (selbstaufgelegten?) Rolle des Bürgers zu fallen, keinen Hunger zu zeigen, auch sonst keine Anwandlungen sichtbar werden zu lassen, die in Verbindung mit dem an sich animalischen Akt der Nahrungsaufnahme stehen. Somit wird in der Tat die »sonntägliche Aufgeregtheit vor dem Essen« eine existentielle Grenzsituation, ein Schnitt zwischen Rolle und Natur, vergleichbar dem, den möglicherweise für Kafka der Übergang vom täglichen Leben ins Schreiben als *andere* Form der Existenz darstellte. Dies ist sehr frei assoziiert, eine Arbeitsweise, die ich im Umgang mit Herbert Achternbusch aus eigener Erfahrung aber nur empfehlen kann.

*Oswald Wiener* meint – und ich fürchte und hoffe, das Zitat ist so aus dem Zusammenhang gerissen, daß es nicht mehr bedeuten kann – : »was wird ein aufklärer je von kafka begreifen?«<sup>52</sup> Sowenig wie von Oswald Wiener, wie er hofft und ich fürchte.

Eine respektvolle Bemerkung zu vielen Interpreten in der Nachfolge Max Brods: Nicht aus den Tagebüchern ergibt sich der Mensch, sondern aus dem Menschen die Tagebücher. Sie lassen möglicherweise Schlüsse zu, doch in erster Linie nicht auf den Menschen, sondern nur auf sich selbst. Über das Werk den Menschen kennenlernen zu wollen, führt am Werk vorbei, die Beschäftigung mit dem Menschen soll nur der Beschäftigung mit dem Werk dienen.

Assoziationen: Leo Perutz, *Zwischen neun und neun*. Leo Perutz war Versicherungsmathematiker, ist am 2. November 1882 in Prag geboren, später nach Wien gezogen und 1938 nach Tel Aviv emigriert. »Zwischen neun und neun«<sup>53</sup>, 1918 erstmals erschienen, erzählt eine »Prozeß«-Geschichte, die die Unterschiede zwischen Prag und Wien deutlich macht. In seinem letzten Roman, dem 1953 entstandenen Meisterwerk »Nachts unter der steinernen Brücke«<sup>54</sup>, gibt es einen Rabbi namens Loew. Auch Perutz hat in seinen Romanen mit kabbalistischen Deutungen gespielt, wie es Kafka gelegentlich unterstellt wird. Aber Kafka hat Perutz nicht gekannt, und dieser hat Kafka wohl ebenfalls nie kennengelernt.

Ludwig Thoma, *Der Ruepp*<sup>55</sup>: Offenbar abwegig, aber Thomas querschädlicher Bauer hat nur scheinbar mit ganz realen Anfechtungen zu tun, an deren Widerstand er sich langsam so sehr aufreißt, daß sein Selbstmord unausweichlich ist. In Wirklichkeit ist sein Feind ein innerer, und es bleibt bis zum Schluß unklar, worum der Ruepp eigentlich kämpft, vor allem: gegen wen, wenn nicht gegen sich selbst? Walter E. Richartz, *Noface – Nimm was du brauchst*<sup>56</sup>: Kann ich nicht erklären. Vielleicht ein guter Schlußsatz.

---

<sup>52</sup> zitiert nach: Dichter beschimpfen Dichter, loc. cit., S.71.

<sup>53</sup> Leo Perutz, *Zwischen neun und neun*. Wien/Hamburg 1978.

<sup>54</sup> Leo Perutz, *Nachts unter der steinernen Brücke*. Reinbek 1989.

<sup>55</sup> Ludwig Thoma, *Der Ruepp*. München 1947.

<sup>56</sup> Walter E. Richartz, *Noface – Nimm was du brauchst*. Zürich 1973.

## ANHANG

### Siglenverzeichnis der erwähnten Werke Franz Kafkas

B – Beim Bau der chinesischen Mauer und andere Schriften aus dem Nachlaß. Franz Kafka, Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Nach der Kritischen Ausgabe herausgegeben von Hans-Gerd Koch (Band 6). Frankfurt/M 1994

Br – Briefe 1902 – 1924. Franz Kafka, Gesammelte Werke. Herausgegeben von Max Brod. New York 1958

E – Das Ehepaar und andere Schriften aus dem Nachlaß. Franz Kafka, Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Nach der Kritischen Ausgabe herausgegeben von Hans-Gerd Koch (Band 8). Frankfurt/M 1994

F – Briefe an Felice und andere Korrespondenz aus der Verlobungszeit. Franz Kafka, Gesammelte Werke. Herausgegeben von Max Brod. New York 1967

M – Briefe an Milena. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Willy Haas. Frankfurt/M 1966

S – Das Schloß. Franz Kafka, Gesammelte Werke in Einzelbänden. Herausgegeben von Max Brod. Frankfurt/M 1958

TI, TII, TIII – Tagebücher, Band 1: 1909 – 1912, Band 2: 1912 – 1914, Band 3: 1914 – 1923. Franz Kafka, Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Herausgegeben von Hans-Gerd Koch (Band 9 – 11). Frankfurt/M 1994

(Auf eine Literaturliste wurde nach langem Überlegen absichtlich verzichtet, da eine Zusammenstellung der im und für den Text verwendeten Werke eine unzulässig beschränkte Auswahl aus der Literatur über und zu Kafka und sonstigen Werken bieten würde, die folglich eine Gewichtung vortäuschen könnte, die nicht intendiert ist. Ein vollständiges Verzeichnis der Literatur zu Kafka ist jedoch im Rahmen dieser Arbeit schon gar nicht möglich und unterbleibt deshalb auch als Ansatz.)

Die Abbildungen im Text entnahm ich Klaus Wagenbachs Buch ›Franz Kafka – Bilder aus seinem Leben‹ (Berlin 1994), die Photomontage auf dem Deckblatt dem Almanach des Verlags Klaus Wagenbach, der ›Zwiebel‹ auf die Jahre 1993/94 (Berlin 1993).

Das Zitat von Fjodor M. Dostojewski entstammt dem Roman »Die Brüder Karamasoff«, hier zitiert nach Gerhard F. Hering, loc. cit., S.587. Die nach Ansicht vieler Dostojewski-Kenner beste Übertragung des Romans (von E. K. Rahsin, München 1992) fand hier keine Verwendung, da die nicht nachweisbare Übersetzung, die Hering benützte, der Absicht, mit der das Zitat verwendet wurde, besser entspricht. In Rahsins Übertragung findet sich die Stelle auf Seite 418.